

Da Mo, der nimmer aufg'standn is

Die Stockbiesler – eine Münchner Geschichte
über Bier, Männer, Gehstöcke und die
wunderbare Unzuverlässigkeit der Erinnerung



KÖNIGLICHER HOFLIEFERANT

SEIT 1895

Tscharli Karl Doerr



Aus dem Eichblatt



Schlomo Grüngras über „Da Mo, der nimmer aufg’standn is“

Es gibt Bücher, die erklären die Welt. Dieses erklärt, warum ein Münchner lieber sitzen bleibt. Tscharli Karl Doerr hat dem Stockbiesler ein Denkmal gesetzt, das so klug ist wie sein Held unbeweglich. Ein Buch über Bier, Beharrlichkeit und die hohe Kunst, aus einem Stock Kulturgeschichte zu machen. Man liest, lacht – und möchte danach seinen Platz nicht mehr hergeben.



*„Ein Buch von seltener
Standfestigkeit.“*

Schlomo Grüngras

Schlomo Grüngras
Eichblatt





Da Mo, der nimmer aufg' standn is

Die Stockbiesler – eine Münchner Geschichte
über Bier, Männer, Gebräuche und die
wunderbare Unvernünftigkeit der Erinnerung

Tscharli Karl Doerr

Biesler & Söhne · München
Original Münchner Bieselstecka seit 1889





Dem geneigten Leser sei vorab versichert:

Dieses Buch ist mit größtmöglicher historischer Sorgfalt entstanden. Wo die Quellen schweigen, beginnt München zu erzählen.

Eine kleine Münchner Kulturgeschichte über Bier, Brauchtum, Bequemlichkeit und die Frage, warum man früher auch nach der zehnten Maß nicht unbedingt aufstehen musste.

Idee und Text

Tscharli Karl Doerr

Konzeption und Gestaltung

Tscharli Karl Doerr

Illustrationen und Bildgestaltung: KI-gestützte Visualisierungen

© 2026 Tscharli Karl Doerr · Alle Rechte vorbehalten.

Ausprobiert wurde der historische Bieselstecka vom Autor ausdrücklich noch nicht.



Vorwort

Der Stock auf dem Dachboden

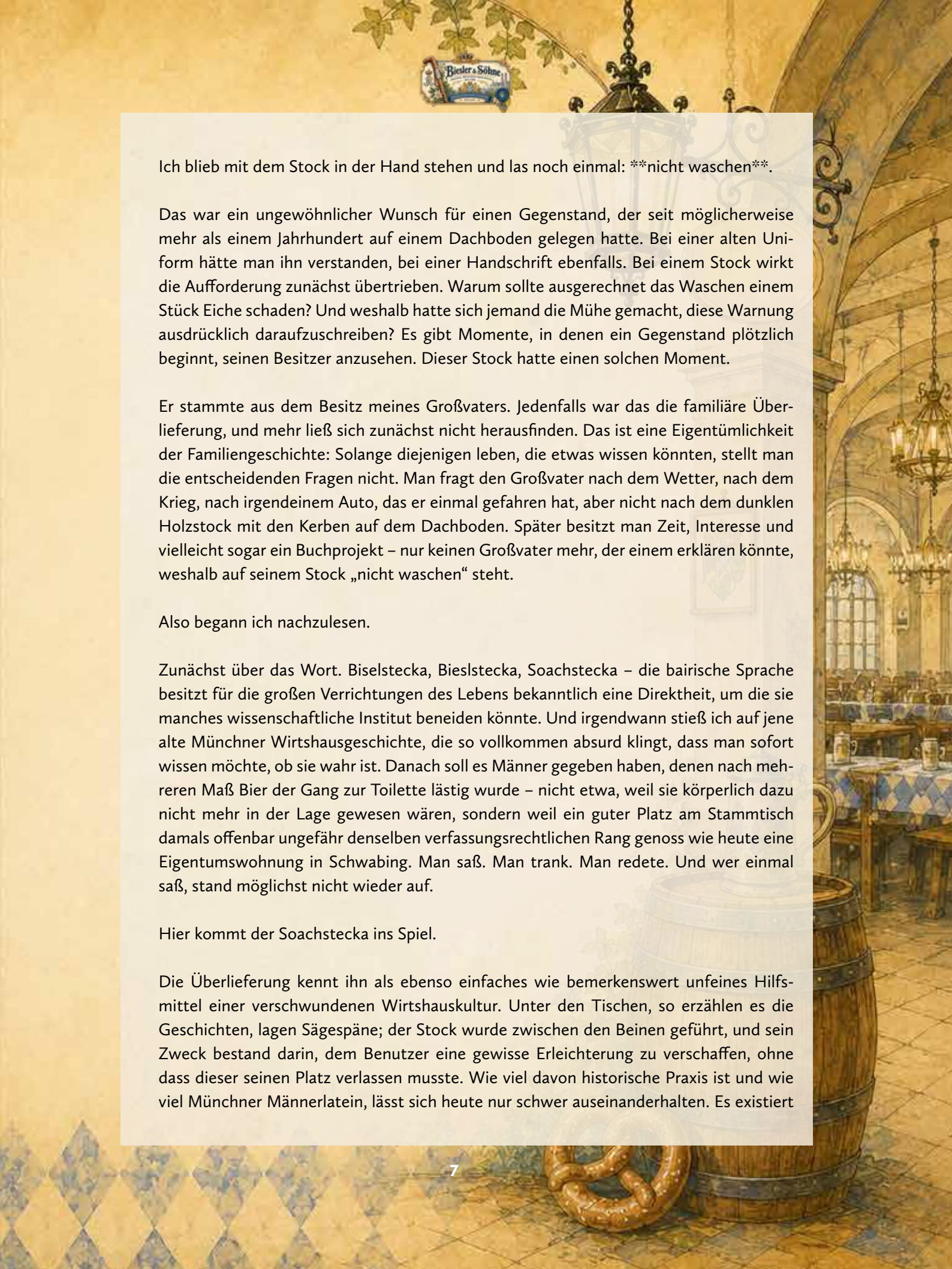
Dieses Buch verdankt seine Entstehung einem Gegenstand, den ein vernünftiger Mensch vermutlich weggeworfen hätte.

Er lag auf unserem Dachboden, zwischen jenen Dingen, die Familien über Jahrzehnte aufbewahren, ohne noch recht zu wissen, weshalb. Alte Koffer, aus denen niemand mehr verweist. Ein Schirm, dessen Bespannung längst verschwunden war. Werkzeug, das zu keinem heute bekannten Zweck zu passen schien. Fotografien von Menschen, deren Namen niemand auf die Rückseite geschrieben hatte, weil damals selbstverständlich war, wer sie waren. Und dazwischen ein Stock. Nicht groß, vielleicht einen Meter lang, schwer, dunkel, an einigen Stellen glatt und beinahe schwarz geworden. Kein vornehmer Spazierstock mit Silberknauf, keine alpine Trophäe mit Stocknägeln aus Berchtesgaden und Garmisch, kein geschnitztes Andenken für Touristen. Einfach ein Stück Holz, vermutlich Eiche, von einer Hand bearbeitet, die nicht die Absicht gehabt hatte, Kunst zu schaffen.

Ich hätte ihn wahrscheinlich wieder in die Ecke gestellt, wären da nicht die Kerben gewesen. Sie verliefen in Abständen über den Schaft, nicht vollkommen regelmäßig, aber regelmäßig genug, um Zufall auszuschließen. Jemand hatte sie mit einem Messer eingeschnitten. Nicht tief, nicht dekorativ, eher wie jemand, der zählt. Das machte aus dem Stock ein Rätsel. Denn Menschen schneiden Kerben in Holz, wenn sie etwas festhalten wollen: Tage, Tiere, Schulden, Siege, vielleicht auch Niederlagen. Man sieht eine Kerbe und denkt zunächst an Robinson Crusoe. Bei mehreren Kerben denkt man an einen Kalender. Bei einem alten bayerischen Stock auf einem Dachboden sollte man allerdings mit seinen Schlussfolgerungen vorsichtig sein.

Dann entdeckte ich die Schrift. Sie war von Hand auf das Holz gesetzt, verblasst, aber lesbar. Keine schöne Schrift, keine kalligrafische Inschrift, sondern eine jener selbstverständlichen Beschriftungen, die Menschen auf Gegenstände schreiben, wenn sie davon ausgehen, dass jeder ohnehin weiß, was gemeint ist. Dort stand: Biselstecka, 1889, nicht waschen!!

Man kann über die Wirkung dreier handgeschriebener Zeilen viel lernen. Die erste weckt Neugier. Die zweite verleiht der Sache Geschichte. Die dritte verändert schlagartig die Atmosphäre.



Ich blieb mit dem Stock in der Hand stehen und las noch einmal: **nicht waschen**.

Das war ein ungewöhnlicher Wunsch für einen Gegenstand, der seit möglicherweise mehr als einem Jahrhundert auf einem Dachboden gelegen hatte. Bei einer alten Uniform hätte man ihn verstanden, bei einer Handschrift ebenfalls. Bei einem Stock wirkt die Aufforderung zunächst übertrieben. Warum sollte ausgerechnet das Waschen einem Stück Eiche schaden? Und weshalb hatte sich jemand die Mühe gemacht, diese Warnung ausdrücklich daraufzuschreiben? Es gibt Momente, in denen ein Gegenstand plötzlich beginnt, seinen Besitzer anzusehen. Dieser Stock hatte einen solchen Moment.

Er stammte aus dem Besitz meines Großvaters. Jedenfalls war das die familiäre Überlieferung, und mehr ließ sich zunächst nicht herausfinden. Das ist eine Eigentümlichkeit der Familiengeschichte: Solange diejenigen leben, die etwas wissen könnten, stellt man die entscheidenden Fragen nicht. Man fragt den Großvater nach dem Wetter, nach dem Krieg, nach irgendeinem Auto, das er einmal gefahren hat, aber nicht nach dem dunklen Holzstock mit den Kerben auf dem Dachboden. Später besitzt man Zeit, Interesse und vielleicht sogar ein Buchprojekt – nur keinen Großvater mehr, der einem erklären könnte, weshalb auf seinem Stock „nicht waschen“ steht.

Also begann ich nachzulesen.

Zunächst über das Wort. Biselstecka, Bieselstecka, Soachstecka – die bairische Sprache besitzt für die großen Verrichtungen des Lebens bekanntlich eine Direktheit, um die sie manches wissenschaftliche Institut beneiden könnte. Und irgendwann stieß ich auf jene alte Münchner Wirtshausgeschichte, die so vollkommen absurd klingt, dass man sofort wissen möchte, ob sie wahr ist. Danach soll es Männer gegeben haben, denen nach mehreren Maß Bier der Gang zur Toilette lästig wurde – nicht etwa, weil sie körperlich dazu nicht mehr in der Lage gewesen wären, sondern weil ein guter Platz am Stammtisch damals offenbar ungefähr denselben verfassungsrechtlichen Rang genoss wie heute eine Eigentumswohnung in Schwabing. Man saß. Man trank. Man redete. Und wer einmal saß, stand möglichst nicht wieder auf.

Hier kommt der Soachstecka ins Spiel.

Die Überlieferung kennt ihn als ebenso einfaches wie bemerkenswert unfeines Hilfsmittel einer verschwundenen Wirtshauskultur. Unter den Tischen, so erzählen es die Geschichten, lagen Sägespäne; der Stock wurde zwischen den Beinen geführt, und sein Zweck bestand darin, dem Benutzer eine gewisse Erleichterung zu verschaffen, ohne dass dieser seinen Platz verlassen musste. Wie viel davon historische Praxis ist und wie viel Münchner Männerlatein, lässt sich heute nur schwer auseinanderhalten. Es existiert



keine DIN-Norm für Soachstecka, kein Katalogblatt „Modell 1889“, keine technische Zeichnung mit Explosionsdarstellung und vermutlich auch keine königlich-bayerische Soachstockprüfstelle. Das ist bedauerlich für den Historiker, aber ausgezeichnet für eine Geschichte.

Nun hielt ich ein etwa einen Meter langes Stück alten Holzes in der Hand, auf dem ausgerechnet „Biselstecka“ stand. Und es hatte Kerben.

Natürlich denkt man irgendwann das Naheliegende. Waren das Maß-Einteilungen? Eine Kerbe für eine Maß? Fünf Kerben – fünf Maß? Zehn Kerben – ein Abend, den man heute unter medizinischer Aufsicht beenden würde? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Und genau hier sollte man die Grenze zwischen einem Fundstück und einer Legende nicht dadurch zerstören, dass man so tut, als könne man sie nicht sehen. Der Stock beweist zunächst einmal nur, dass jemand einen Stock besessen, Kerben hineingeschnitten und etwas daraufgeschrieben hat. Der Rest beginnt dort, wo Geschichte interessant wird: bei der Interpretation.

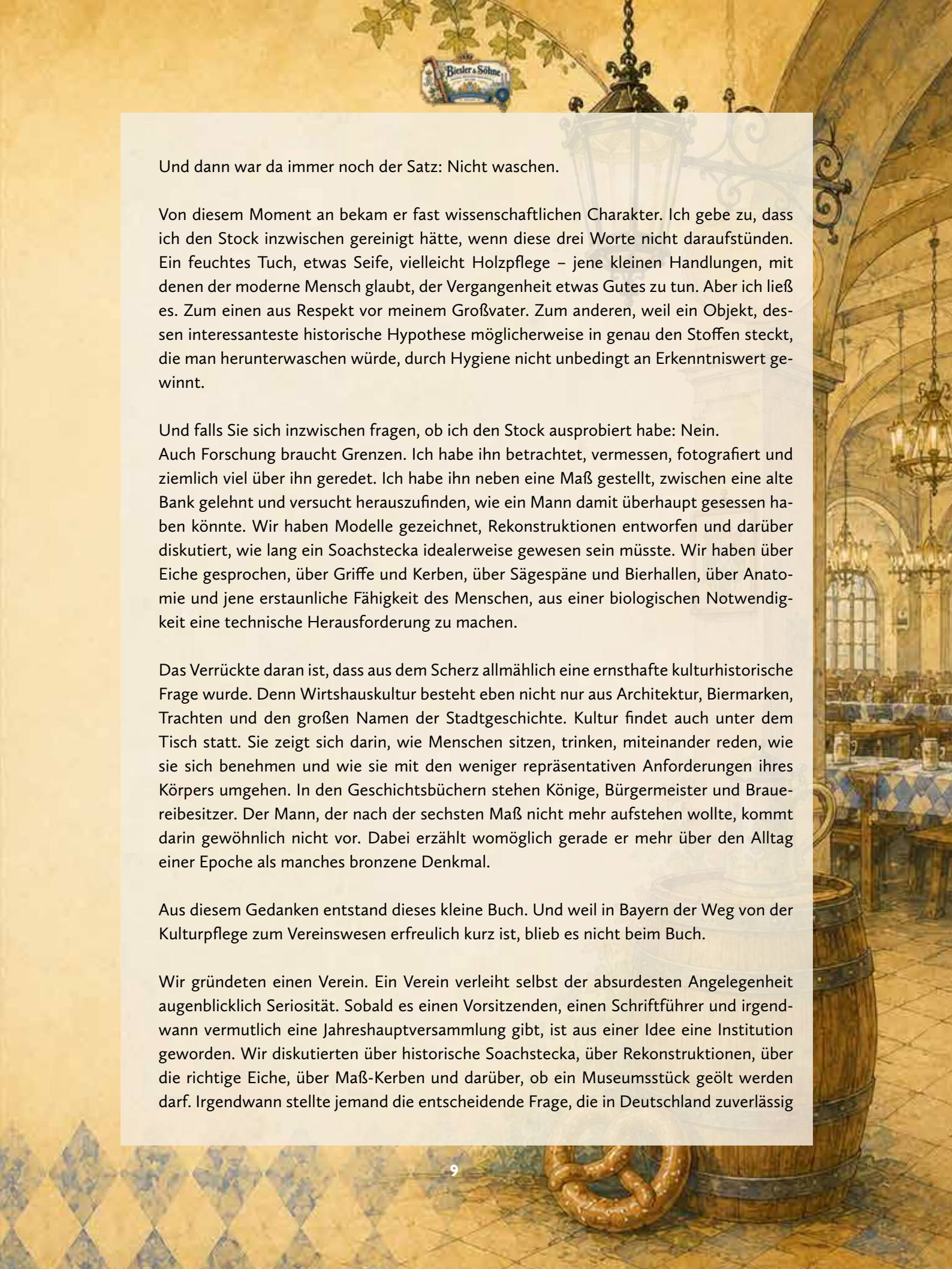
Dann beschäftigte mich seine Farbe.

Der Schaft war nicht einfach nur altersbraun. Teile des Holzes waren auffallend dunkel, tiefbraun, an einigen Stellen fast schwarz. Ich begann auch darüber nachzulesen und gelangte nun in einen Bereich, in dem die Geschichte eine geradezu unanständig passende naturwissenschaftliche Unterstützung erhielt. Urin enthält viel Harnstoff. Wenn er altert und Mikroorganismen ins Spiel kommen, wird dieser Harnstoff zersetzt, wobei Ammoniak entsteht. Und Eiche besitzt eine bemerkenswerte Eigenschaft: Sie reagiert besonders stark auf Ammoniak und dunkelt dabei deutlich nach. Möbelbauer kennen das Verfahren seit langem. Eiche wird mit Ammoniak behandelt, gerade weil dabei jene tiefe, alte, braune Färbung entsteht, die wir mit historischem Holz verbinden.

Ich sah meinen Stock anschließend etwas länger an als vorher.

Seine Farbe passte.

Das ist kein Beweis. Ein dunkler Eichenstock kann aus hundert Gründen dunkel sein: Alter, Öl, Hände, Schmutz, Beize, Rauch, Dachboden, vielleicht alles zusammen. Wer aus seiner Farbe eine lückenlose Provenienz des Münchner Urinierwesens ableiten wollte, würde die Möglichkeiten der Materialwissenschaft geringfügig überschätzen. Aber manchmal erlebt man bei einer Recherche diesen schönen Augenblick, in dem eine groteske Geschichte plötzlich nicht wahr wird, aber doch ein kleines Stück weniger unwahrscheinlich.



Und dann war da immer noch der Satz: Nicht waschen.

Von diesem Moment an bekam er fast wissenschaftlichen Charakter. Ich gebe zu, dass ich den Stock inzwischen gereinigt hätte, wenn diese drei Worte nicht daraufstünden. Ein feuchtes Tuch, etwas Seife, vielleicht Holzpflege – jene kleinen Handlungen, mit denen der moderne Mensch glaubt, der Vergangenheit etwas Gutes zu tun. Aber ich ließ es. Zum einen aus Respekt vor meinem Großvater. Zum anderen, weil ein Objekt, dessen interessanteste historische Hypothese möglicherweise in genau den Stoffen steckt, die man herunterwaschen würde, durch Hygiene nicht unbedingt an Erkenntniswert gewinnt.

Und falls Sie sich inzwischen fragen, ob ich den Stock ausprobiert habe: Nein. Auch Forschung braucht Grenzen. Ich habe ihn betrachtet, vermessen, fotografiert und ziemlich viel über ihn geredet. Ich habe ihn neben eine Maß gestellt, zwischen eine alte Bank gelehnt und versucht herauszufinden, wie ein Mann damit überhaupt gesessen haben könnte. Wir haben Modelle gezeichnet, Rekonstruktionen entworfen und darüber diskutiert, wie lang ein Soachstecka idealerweise gewesen sein müsste. Wir haben über Eiche gesprochen, über Griffe und Kerben, über Sägespäne und Bierhallen, über Anatomie und jene erstaunliche Fähigkeit des Menschen, aus einer biologischen Notwendigkeit eine technische Herausforderung zu machen.

Das Verrückte daran ist, dass aus dem Scherz allmählich eine ernsthafte kulturhistorische Frage wurde. Denn Wirtshauskultur besteht eben nicht nur aus Architektur, Biermarken, Trachten und den großen Namen der Stadtgeschichte. Kultur findet auch unter dem Tisch statt. Sie zeigt sich darin, wie Menschen sitzen, trinken, miteinander reden, wie sie sich benehmen und wie sie mit den weniger repräsentativen Anforderungen ihres Körpers umgehen. In den Geschichtsbüchern stehen Könige, Bürgermeister und Brauereibesitzer. Der Mann, der nach der sechsten Maß nicht mehr aufstehen wollte, kommt darin gewöhnlich nicht vor. Dabei erzählt womöglich gerade er mehr über den Alltag einer Epoche als manches bronzene Denkmal.

Aus diesem Gedanken entstand dieses kleine Buch. Und weil in Bayern der Weg von der Kulturpflege zum Vereinswesen erfreulich kurz ist, blieb es nicht beim Buch.

Wir gründeten einen Verein. Ein Verein verleiht selbst der absurdesten Angelegenheit augenblicklich Seriosität. Sobald es einen Vorsitzenden, einen Schriftführer und irgendwann vermutlich eine Jahreshauptversammlung gibt, ist aus einer Idee eine Institution geworden. Wir diskutierten über historische Soachstecka, über Rekonstruktionen, über die richtige Eiche, über Maß-Kerben und darüber, ob ein Museumsstück geölt werden darf. Irgendwann stellte jemand die entscheidende Frage, die in Deutschland zuverlässig



nach jeder Vereinsgründung folgt: Was machen wir eigentlich damit?

Die Antwort lag näher, als uns lieb sein konnte. Wir verleihen oder verkaufen sie.. So entstand die Geschäftsidee den Soachstecka zu verleihen, etwa auf dem Oktoberfest, wo gst'andene Mannsbilder wieder die Tradition des gepflegten „Biselns“ hoch leben lassen wollen.

Verschiedene Modelle, selbstverständlich aus Eiche. Etwa neunzig Zentimeter für den durchschnittlichen Wiesn- oder Hofbraushausbesucher, verschiedene Griffe, unterschiedliche Kerbungen und – für kulturhistorisch anspruchsvolle Kundschaft – Stücke mit glaubwürdigen Gebrauchsspuren. Über Pfand, Reinigung und die Frage, ob Rückläufer überhaupt gereinigt werden dürfen, wird im Verein noch beraten. Gerade der letzte Punkt besitzt seit meinem Dachbodenfund eine gewisse grundsätzliche Bedeutung.

Vielleicht wird aus dem Verleih nie ein Geschäft. Vielleicht bleibt er genau das, was auch dieses Buch sein möchte: eine ziemlich ernsthafte Beschäftigung mit einer vollkommen unseriösen Sache. Denn München hat seine Geschichte immer auch aus solchen Widersprüchen bezogen. Aus großer Kunst und schlechtem Benehmen, aus Hofkultur und Stammtisch, aus Ludwig I. und dem Mann unter dem Tisch. Wer nur die schönen Fassaden betrachtet, versteht die Stadt nicht. Man muss gelegentlich auch wissen, was auf den Sägespänen geschah.

Der alte Stock meines Großvaters steht jedenfalls noch immer bei mir. Er ist ungefähr einen Meter lang. Die Kerben sind noch da. Die dunklen Stellen ebenfalls. Und auf dem Schaft kann man, wenn das Licht richtig fällt, noch immer die drei Zeilen lesen, mit denen diese ganze Geschichte begann: Biselstecka. 1889. Nicht waschen.

Ich habe mich daran gehalten.

Sepp Biesler

Biesler & Söhne

STOCKBIESLER-VERLEIH

Ein Stück Münchner Tradition in der Hand



EXKLUSIVER VERLEIH

BIRKENSTÖCKE • GROSSE AUSWAHL

OKTOBERFEST MÜNCHEN



Dachboden



Der Opa
wusste immer
einen Stock
zu nehmen.

- leider auch
manchmal
wörtlich.



Allerneuste
Humoristische
Blätter





Biselstecka
1889
nicht waschen

H. K.
Reiseandenken
1877.

Brief



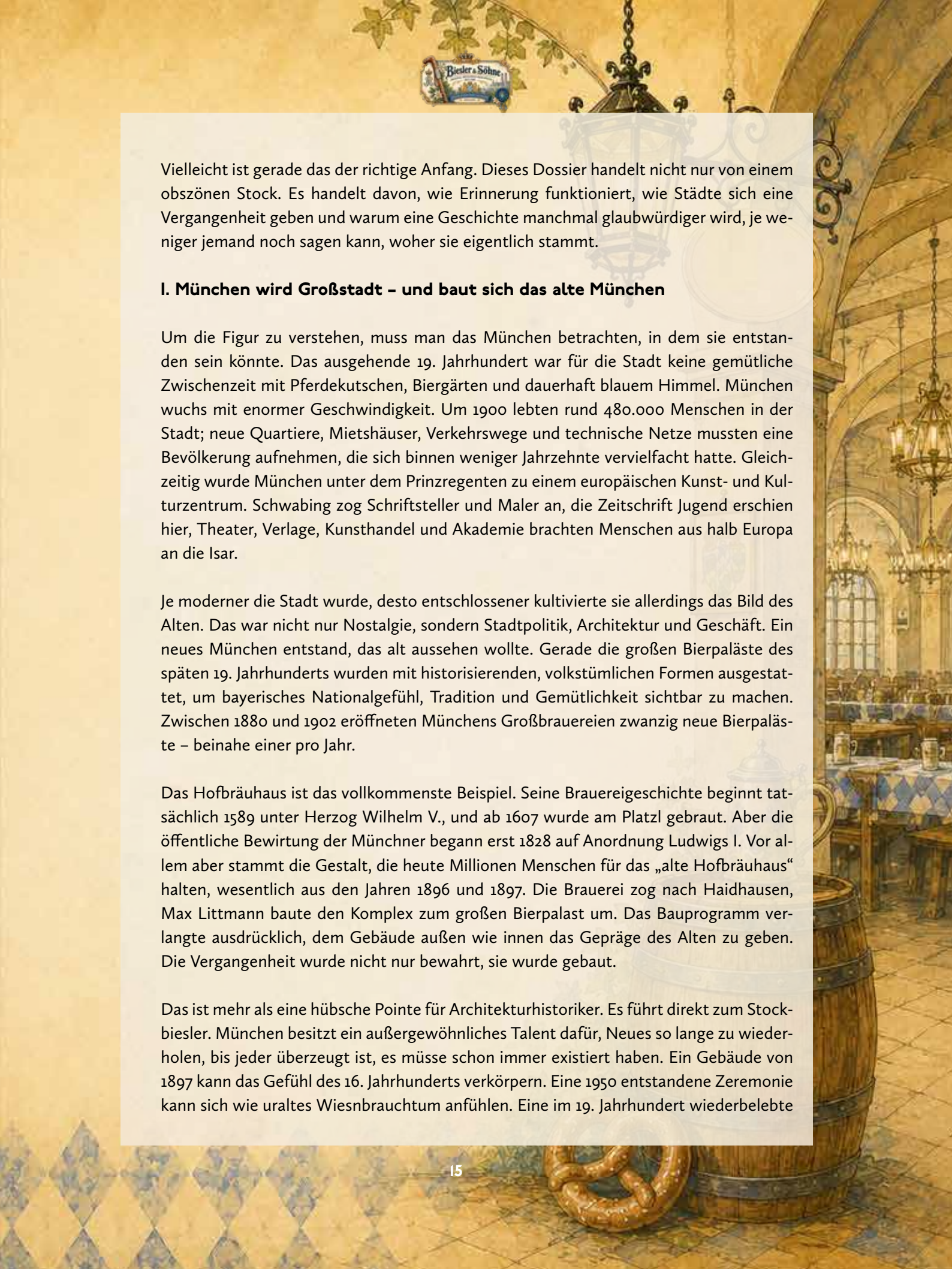
Der Mo der nimma aufg´standn is

Die Stockbiesler – eine Münchner Geschichte über Bier, Männer, Gehstöcke, das Hosentürl und die wunderbare Unzuverlässigkeit der Erinnerung

Es ist spät geworden im Hofbräuhaus. Die Kapelle hat aufgehört, die ersten Stühle werden gerückt, auf den langen Tischen stehen leere und halb leere Krüge, und für einige Minuten verliert der große Raum jene Lautstärke, die ihn tagsüber fast zu einem akustischen Ereignis macht. Eine Bedienung geht zwischen den Bänken hindurch und sammelt ein, was von einem langen Abend übrig geblieben ist. Am Ende eines Tisches lehnt ein Stock. Dunkles Holz, ein geschnitzter Griff, nichts Besonderes für eine Zeit, in der ein Mann mit einem Stock nicht notwendig krank, sondern möglicherweise nur ordentlich angezogen war. Man könnte ihn übersehen. Man könnte aber auch eine ganze Geschichte an ihm aufhängen.

Der Mann, dem er gehörte, soll einer von jenen gewesen sein, die im alten München einen guten Platz nicht leichtfertig aufgaben. Er hatte seinen Tisch, seine Leute, seinen Krug und seinen Stock. Er trank langsam genug, um nicht aufzufallen, und regelmäßig genug, um irgendwann vor einem Problem zu stehen, das selbst die Wittelsbacher nicht per Dekret abschaffen konnten. Ein Liter Bier bleibt ein Liter Bier, ganz gleich, ob er aus einem Plastikbecher oder einem Steinkrug getrunken wird. Irgendwann muss der Mensch hinaus. Der Stockbiesler, so will es die Geschichte, fand einen anderen Weg. Schon das Wort ist ein kleines Meisterwerk. Es beginnt mit einem Gegenstand von einiger Würde und endet bei einer Tätigkeit, die gewöhnlich nicht in Festschriften vorkommt. Man benötigt keine Gebrauchsanweisung. Das Bayerische erledigt mit „Stockbiesler“ in einem Wort, wofür das Hochdeutsche mindestens einen Nebensatz bräuchte. Das ältere und gröbere „Soachstecka“ ist noch eindeutiger. Es führt den Zweck bereits im Namen.

Ob es den Stockbiesler allerdings genau so gegeben hat, wie man ihn heute erzählt, ist eine andere Frage. Einen historischen „Stockbiesler-Verein“ aus dem Jahr 1920 haben wir nicht gefunden. Keine Satzung, kein Gruppenfoto, keine Anzeige eines Münchner Stockmachers, der ein Modell für den diskreten Gebrauch im Bierzelt angeboten hätte. Der Begriff ist schriftlich spät greifbar. Karl-Heinz Hummel nahm den „Stockbiesler“ in seine 2019 erschienenen Wirtshaussagen zwischen Alpen und Donau auf; bemerkenswerterweise steht er dort im Kapitel „Gschmackig & Unappetitlich“. Die Leseprobe des Verlages bestätigt den Titel, liefert jedoch keinen Beleg dafür, dass die Erzählung bereits um 1900 unter diesem Namen kursierte. Ein Internetforum erwähnt 2002 bereits den „Soachstecka“ als angeblich früher in Bayern bekanntes Utensil. Eine autobiographische Online-Erinnerung verwendet „Stockbiesler“ für eine entsprechende Vorstellung aus der Jugendzeit der Autorin. Das ist Überlieferung, keine archivalische Beweiskette.



Vielleicht ist gerade das der richtige Anfang. Dieses Dossier handelt nicht nur von einem obszönen Stock. Es handelt davon, wie Erinnerung funktioniert, wie Städte sich eine Vergangenheit geben und warum eine Geschichte manchmal glaubwürdiger wird, je weniger jemand noch sagen kann, woher sie eigentlich stammt.

I. München wird Großstadt – und baut sich das alte München

Um die Figur zu verstehen, muss man das München betrachten, in dem sie entstanden sein könnte. Das ausgehende 19. Jahrhundert war für die Stadt keine gemütliche Zwischenzeit mit Pferdekutschen, Biergärten und dauerhaft blauem Himmel. München wuchs mit enormer Geschwindigkeit. Um 1900 lebten rund 480.000 Menschen in der Stadt; neue Quartiere, Mietshäuser, Verkehrswege und technische Netze mussten eine Bevölkerung aufnehmen, die sich binnen weniger Jahrzehnte vervielfacht hatte. Gleichzeitig wurde München unter dem Prinzregenten zu einem europäischen Kunst- und Kulturzentrum. Schwabing zog Schriftsteller und Maler an, die Zeitschrift Jugend erschien hier, Theater, Verlage, Kunsthandel und Akademie brachten Menschen aus halb Europa an die Isar.

Je moderner die Stadt wurde, desto entschlossener kultivierte sie allerdings das Bild des Alten. Das war nicht nur Nostalgie, sondern Stadtpolitik, Architektur und Geschäft. Ein neues München entstand, das alt aussehen wollte. Gerade die großen Bierpaläste des späten 19. Jahrhunderts wurden mit historisierenden, volkstümlichen Formen ausgestattet, um bayerisches Nationalgefühl, Tradition und Gemütlichkeit sichtbar zu machen. Zwischen 1880 und 1902 eröffneten Münchens Großbrauereien zwanzig neue Bierpaläste – beinahe einer pro Jahr.

Das Hofbräuhaus ist das vollkommenste Beispiel. Seine Brauereigeschichte beginnt tatsächlich 1589 unter Herzog Wilhelm V., und ab 1607 wurde am Platzl gebraut. Aber die öffentliche Bewirtung der Münchner begann erst 1828 auf Anordnung Ludwigs I. Vor allem aber stammt die Gestalt, die heute Millionen Menschen für das „alte Hofbräuhaus“ halten, wesentlich aus den Jahren 1896 und 1897. Die Brauerei zog nach Haidhausen, Max Littmann baute den Komplex zum großen Bierpalast um. Das Bauprogramm verlangte ausdrücklich, dem Gebäude außen wie innen das Gepräge des Alten zu geben. Die Vergangenheit wurde nicht nur bewahrt, sie wurde gebaut.

Das ist mehr als eine hübsche Pointe für Architekturhistoriker. Es führt direkt zum Stockbriesler. München besitzt ein außergewöhnliches Talent dafür, Neues so lange zu wiederholen, bis jeder überzeugt ist, es müsse schon immer existiert haben. Ein Gebäude von 1897 kann das Gefühl des 16. Jahrhunderts verkörpern. Eine 1950 entstandene Zeremonie kann sich wie uraltes Wiesnbrauchtum anfühlen. Eine im 19. Jahrhundert wiederbelebte



Kleidungsform kann zur angeblich unveränderlichen bayerischen Uniform werden. Warum sollte es einer Wirtshausgeschichte anders ergehen?

II. Ein Besuch im Hofbräuhaus des Jahres 1859

Wir haben das Glück, dass einer hingegangen ist und genau hingesehen hat. Der Journalist Albert Henrich veröffentlichte 1859 in der Gartenlaube einen langen Bericht über das Bier in Bayern und das Münchner Hofbräuhaus. Dieser Text ist für die Geschichte des Stockbieslers wertvoller als hundert nostalgische Postkarten, denn Henrich beschreibt das Haus nicht rückblickend, sondern in seiner Gegenwart.

Sein Hofbräuhaus ist kein aufgeräumtes Trachtenrestaurant. Schon im Hof bemerkt er das ständig feuchte Pflaster und eine Atmosphäre, die „nichts weniger als angenehm“ gewesen sei. Im Inneren findet er vier große Gewölbe, die er mit drei knappen Worten charakterisiert: „feucht, düster, rauchig“. Die Wände seien vom Qualm gefärbt, die Einrichtung grob, das Gedränge gewaltig. Der Gast musste sich seinen Krug suchen, ihn selbst am Brunnen auswaschen, sich zur Schenke durchkämpfen und anschließend noch einen Platz finden. Service nach heutigem Verständnis war kaum vorhanden.

Und nun kommt ein Satz, der für unser ganzes Dossier wichtig wird. Wer aß, so berichtet Henrich, hatte kein Recht, seinen Platz lange zu beanspruchen; andere warteten. Beim Bier war es anders: „beim Trinken darf man verweilen“. Damit beschreibt ein Zeitzeuge von 1859 genau jene soziale Wertigkeit des Sitzplatzes, die hundert Jahre später in Wirtshausgeschichten zum Rohmaterial des Stockbieslers werden konnte.

Henrich schildert außerdem eine Trinkkultur, bei der heutige Begriffe wie „verantwortungsvoller Genuss“ vermutlich auf Verständnisschwierigkeiten gestoßen wären. Gegen Mitternacht stürzten nach seiner Beobachtung manche Gäste noch einmal zur Schenke, obwohl sie ihre Krüge an diesem Tag bereits zehn-, zwölf- oder vierzehnmal hatten füllen lassen. Der Wirt kam an guten Tagen auf mehr als 5.400 ausgeschenkte Maß. Das sind keine Zahlen aus einer späteren Wirtshauslegende. Sie stehen in einem 1859 erschienenen Bericht.

Es gibt in diesem Text allerdings keinen Soachstecka. Keine Sägespäne werden als sanitäre Einrichtung beschrieben, kein Gast erleichtert sich sichtbar unter dem Tisch. Das ist ebenso wichtig wie alles andere. Wir besitzen nun ein erstaunlich körperliches Bild des alten Hofbräuhauses, einschließlich extremer Trinkmengen, Gedränge, nassem Pflaster, Qualm und hartnäckigen Stammgästen. Aber ausgerechnet unser Stock fehlt. Das ist gute historische Arbeit. Ein Fund ist nicht nur das, was in einer Quelle steht. Manchmal ist auch interessant, was trotz ausführlicher Beobachtung nicht darin steht.

III. Der Stammtisch – Eigentum ohne Grundbuch

Das traditionelle Münchner Wirtshaus war keine bloße Gaststätte war gesellschaftlicher Raum und privates Revier zugleich. Man traf Geschäftsfreunde, Kollegen, Vereinskameraden, Nachbarn. Man las Zeitung, spielte Karten, verhandelte über Preise und über Menschen, die gerade nicht am Tisch saßen. Politik wurde ebenso besprochen wie Krankheiten, Hochzeiten, Todesfälle und die allgemein bedauerliche Entwicklung der Jugend. Wer oft genug erschien, musste irgendwann nicht mehr erklären, warum er da war. Er gehörte dazu. Diese Zugehörigkeit manifestierte sich in kleinen Dingen. Ein eigener Krug war mehr als ein Trinkgefäß. Er sagte, dass sein Besitzer wiederkommen werde. Heute zählt das Hofbräuhaus mehr als 125 Stammtische und rund 3.500 Stammgäste; und was wenige wissen, es gibt einen Maßkrugtresor, der umfasst, man glaubt es kaum 616 Fächer. Die Kontinuität dieser Kultur ist also keineswegs nur ein nostalgischer Werbespruch.

Der Platz am Tisch gehörte in dasselbe System. Der Stuhl war Eigentum des Wirtes und zugleich gesellschaftlich häufig längst vergeben. Man konnte sich selbstverständlich hinsetzen, aber möglicherweise kam irgendwann der Satz: „Da sitzt sonst der Schorsch.“ Dass Schorsch gerade drei Wochen im Krankenhaus lag, konnte die Grundsatzfrage unberührt lassen. Der Sitzplatz hatte deshalb einen sozialen Wert, der heute unterschätzt wird. Wer aufstand, verließ nicht bloß einen Stuhl, sondern vorübergehend den Mittelpunkt seiner kleinen Öffentlichkeit. Besonders in einer überfüllten Bierhalle war die Rückkehr keineswegs selbstverständlich. Man konnte zwischen mehreren tausend Menschen verschwinden, während am Tisch einer nachrückte, der die Gelegenheit für göttliche Vorsehung hielt.

Albert Henrich beschreibt dieses Problem bereits 1859. Zunächst findet sein Besucher überhaupt keinen Platz und muss sein Essen auf den Stufen einer Treppe verzehren. Später scheinen endlich Sitze frei zu werden – doch auch sie sind bereits anderen versprochen. Erst als beim Zapfenstreich viele Gäste aufbrechen, lichten sich die Bänke. Der Sitzplatz als begehrtes und sozial zugewiesenes Gut ist also keine spätere Folklore. Er ist bereits für die Mitte des 19. Jahrhunderts zeitgenössisch belegt. Der Stockbriesler braucht für seine Geschichte zunächst nichts anderes als diesen Sitzplatz, viel Bier und die Entschlossenheit eines Mannes, beides nicht voneinander trennen zu lassen.



So könnte es 1859 im Hofbräuhaus ausgesehen haben, als der Großvater vom Biesler Sepp seinen Platz verteidigte, indem er nicht aufstand.



Hofbräuhaus
in
München
1859.





Vom Bier in Bayern und vom Hofbräuhaus in München.

Von Albert Henrich.

(Mit Abbildung.)

Uns Bayern hat unsere Bierglückseligkeit viel argen Verdruß schon eingetragen: wir sind als ein schwerfälliges, geistigem Leben abholdes, an der Materie und am Aberglauben haftendes Geschlecht verschrien, und unser Getränk soll es sein, das unser Blut verdickt, unsern Sinn vernebelt, das zwar den Körper stärkt, aber den Geist schwächt. Der mächtige Aufschwung, den in den letzten Jahrzehenden namentlich München unter der Aegide zweier großer Könige in Kunst und Wissenschaft gewonnen, soll nicht ein gesundes, [575] nicht ein aus dem Bewußtsein und Bedürfen des Volks entsprungenes Leben, sondern eine künstlich gepfropfte und gepflegte Treibhauspflanze sein, die auf diesem Boden und in dieser Luft nimmer mehr allgemeine Verbreitung finden und erfreuliche Ernten bringen werde.

Trotz dieser und anderer Vorwürfe trinken wir unser liebes Bier herzhaft nach wie vor; die Consumption hat nicht ab-, sondern zugenommen, wenn auch nicht in demselben Maßstabe, wie die Production, da wir zu der fast unglaublichen Vermehrung der letzteren mit Genugthuung eben diejenigen fleißigen Anlaß geben sehen, welche uns um unsers phlegmatischen Trinkstoffs willen verspotten: der Export desselben mehrt sich von Jahr zu Jahr, und gar die Fremden, so bei uns zukehren, pflegen fast mit noch viel geringerer Mäßigkeit sich's schmecken zu lassen, als wir selbst. Das Bier ist es nicht, was schwer und schlaff und träge macht, das weiß Jeder, der es kennen gelernt, und bekennt es Niemand inniger und lauter, als der Arbeiter, der aus wein- und branntweintrinkenden Landen hierher kommt; sein Genuß gibt Nahrung und Kraft, wie kein anderes Getränk, und selbst das Uebermaß davon ist weniger schädlich, als jedes andere.

Der Mittel- und Schwerpunkt alles und jedes Genusses – das soll nicht geleugnet werden – ist uns allerdings das Bier. „Kein Geld, kein Schweizer,“ ist ein viel verbreitetes, vielfach bekämpftes Sprüchwort; „kein Bier, kein Bayer“ wird dagegen von diesem selbst, wenn auch mit Achselzucken, zugestanden werden. Keine Freude, kein Genügen, wo das Bier fehlte, wo es nicht gut wäre. Es ist das Bindemittel, das überhaupt die Gesellschaft bedingt, und die elendeste Spelunke, wenn sie gutes Bier schenkt, wird von dem Münchener dem elegantesten Locale, der feinsten Küche, der kurzweiligsten Unterhaltung vorgezogen.

So ist das Bier in Bayern, am meisten jedoch in München, ein Lebenselement des Volks, ein charakterisirendes Merkmal von Land und Stadt und Leuten geworden. Die Bierfabrikation hat sich bei uns so ausgebreitet und vermehrt, daß Bayern seine gesammte Staatsschuld (natürlich mit Ausnahme der Eisenbahnschuld, für welche die Betriebsren-





te ausreichen sollte) fast ausschließlich von dem Aufschlag, den es auf die zum Brauen verwendete Gerste gelegt, nicht nur verzinst, sondern auch tilgt. Es kann und darf in Bayern nämlich nicht ein einziger Scheffel Gerste „versotten“ werden, von welchem der Brauer nicht vorher dem Staate 5 fl. Aufschlag bezahlt hat, eine Steuer, die im letzten Jahre 6,413,000 fl. einbrachte. Außer diesem Staatsaufschlage lastet auf der Brauerei aber noch verschiedener Localaufschlag, welcher in derselben Weise und zugleich mit jenem für gewisse Gemeindezwecke erhoben wird; in München beträgt diese letztere Steuer weitere 2 fl. 30 kr. von jedem Scheffel Gerste, und mehrere der großen Bauten, die hier der Fremde bewundert, sind auf Kosten des „Bierpfennigs“ errichtet, um welchen wir jede Maß unseres Getränkes theurer bezahlen. Denn diesen Aufschlag entrichtet nicht eigentlich der Brauer: da der Preis des Bieres nach gesetzlich festgestellten Normen auf Grund der Marktpreise des Materials, auf Grund der weiteren Betriebskosten und mit Vergünstigung eines angemessenen Gewinnes von der Obrigkeit von Termin zu Termin vorgeschrieben wird, so wird bei Berechnung dieser Biertaxe der Kostenpreis der Gerste um so viel höher angesetzt, als der Aufschlag erfordert, und die Steuer trifft nicht im Mindesten den Producenten, der sie nur auslegt und der, wie jeder Gewerbetreibende, gesonderte Abgaben entrichtet, sondern den Consumenten, der sie pfennigweise bezahlt.

Obschon es nach dieser Darstellung nun auch scheinen möchte, als sei die Brauerei in Bayern in erdrückende Fesseln gelegt, da dem Fabrikanten die Quantität seiner Erzeugnisse von Amts wegen genau controlirt, die Qualität derselben beaufsichtigt und mit Confiscation und sehr empfindlichen Strafen deren Unpreiswürdigkeit geahndet wird, da selbst der Verkauf des Fabrikats an vorgeschriebene, unüberschreitbare Taxen sich bindet, so ist sie doch eines der angesehensten und einträglichsten Gewerbe. Kein größeres Rittergut, kein Herrschaftssitz im Lande, wo nicht die Brauerei auch vom höchsten Adel unmittelbar selbst betrieben würde, keine Stadt und kein Flecken, wo nicht die Brauerherren zu den ersten und wohlhabendsten Bürgern zählen. Namentlich in München, dessen Biere von je eines vorzüglichen Rufes genossen, dessen Einwohnerzahl den meisten Bedarf bedingt, und wo der Export ein auffallend bedeutender ist, haben die Brauereien und ihre Besitzer in hohem Maße sich emporgebracht; ihre Anzahl ist hier freilich verhältnismäßig nur eine geringe: während in dem benachbarten Augsburg ihrer gegen neunzig bestehen, gibt es in der Hauptstadt bei mehr als dreimal größerer Bevölkerung nicht einmal dreißig; aber diese betreiben ihre Geschäfte so großartig, daß eine einzige von ihnen, „zum Löwen“ genannt, im vorigen Jahre die Summe von 170,000 fl. als den oben beschriebenen Malzaufschlag zu bezahlen hatte, also nahe an 23,000 Scheffel Malz versotten hat.

Nun verzapfen zwar alle Brauereien auch im Detail, allein was wären ihre dreißig Zechstuben für die Menge durstiger Kehlen? Es gibt in München über 300 Bierschenken, ungerechnet die Gast- und Kaffeehäuser, in denen aber ebenfalls Bier getrunken wird. Aus



den Brauereien wird täglich, von schweren feurigen Hengsten gebogen, auf lange Wagen hoch aufgeschichtet, die benöthigte Anzahl von Fässern vor jedes der einzelnen Wirthslocale gefahren, und so die Gelegenheit zum Trinken nicht nur vervielfältigt, sondern nach der äußern Erscheinung und Bequemlichkeit auch abgestuft. Denn während die feinfühlendere und prüdere Welt in den glänzenden Sälen und an den gedeckten Tischen der Café's sich niederläßt, zieht sich der breitere Strom in die ordinären Kneipen, und für die Brauhäuser selbst bleibt das eigentliche Kennerpublicum, das auch den weiteren Weg, vielleicht an den Thüren mehrerer Wirthschaften vorüber, nicht scheut, um dort an der Originalquelle zu schwelgen. Es wäre schwer, einen Begriff davon zu geben, mit welcher Subtilität, mit welcher Sachkenntniß und Gründlichkeit ein solcher Bierkieser sein Thema behandelt, welchen Sprachschatz von Ausdrücken er zur Bezeichnung jedes einzelnen Vorzugs, jedes einzelnen Mangels desselben besitzt, und wie er jedes kleinen und großen Vortheils und Kunstgriffs sich bedient, seinen himmlischen Nektar in möglichster Frische und Würze, in höchster Vollkommenheit sich zu verschaffen.

In die Schenklocale der Brauereien selber also muß man gehen, wenn man der echten Bierkenner ansichtig und wenn man ihrer stillen Freuden Zeuge sein will. Sie sind ein gar niedlich und wirklich interessantes Völklein, diese hartgesottenen, ausgepichten Helden vom Gerstensaft, und es verlohnt sich schon, ihre Bekanntschaft zu machen. Jedes Brauhaus hat deren einige als treue Anhänger und tägliche, oft durch Jahrzehende erprobte Stammgäste; sie bilden, je nach dem Hause, dem sie anhängen, Parteien, wohl die konsequentesten, die schärfst ausgeprägten, die es gibt, denn jede schwärmt und schwört für die Fahne, die sie einmal erkoren; doch gibt es auch nicht wohl tolerantere: das „Hie Welf, hie Waiblingen!“ wird ihnen nie zu einem „Hie Schlaibinger, hie Augustinerbräu!“ jeder achtet des Anderen Glauben und Ueberzeugung, läßt ihn ungestört seines Weges ziehen – hinwärts! auf dem späten Heimwege sind sie sämmtlich ohnedies nur mit sich selbst beschäftigt.

Die meisten Anhänger und die in unverbrüchlicher Treue ergebensten zählt das königliche Hofbräuhaus, das zu so großem Rufe gekommen, seitdem München vermöge gerade diametral entgegengesetzter Besitzthümer jährlich von Tausenden von Fremden besucht wird. Diese haben in dem bescheidenen, anspruchslosen Tempel des Gambrinus ein Originalstück unseres Volkslebens entdeckt, haben ihn aus seiner verborgenen, bislang nur Einheimischen und Eingeweihten gewidmeten Thätigkeit an's helle Licht gezogen, und ihn ebenfalls zu einer Merkwürdigkeit unserer Stadt gestempelt, die Niemand darf ungesehen lassen, weil hier allein und ausschließlich die Bierlust des bayrischen Volks, diese blos im und durch das Trinken genossene Seligkeit, noch unzweideutig zu Tage tritt. Alle andern Brauereien haben in ihren Localen, was deren Aussehen, Einrichtung und Bedienung anlangt, seit lange den Forderungen der Zeit nachgegeben, und haben sie reinlicher, eleganter, bequemer geschaffen; das Hofbräuhaus hat den ursprünglichen Typus bewahrt, nur wenige Concessionen, diese nur mit Widerstreben und sogar





zur theilweisen Unzufriedenheit seiner Gäste gemacht. Es hat die Talglichter entfernt, und die Gasbeleuchtung, wenn auch spärlich genug, eingeführt; es hat in seinem Hofraum die bekannten „Arkaden“, finstere Winkel unter der Kühlrinne des Sudkessels, durch einen hellen, freundlichen Säulengang ersetzt; aber die Hausfreunde schmolten über jede solche Aenderung, sie wollen die gute alte Zeit erhalten wissen, die Zeit, wo nicht für Flinker- und Flunkerwerk Ausgaben gemacht, sondern alle Aufmerksamkeit lediglich auf Herstellung eines vollkommenen Fabrikats gerichtet war, sie wollen allen Verbesserungen und Verschönerungen ihr Heiligthum verschließen, weil die Hauptsache, ihr Bier, nicht verbessert werden könne, der Geist der Neuerung aber grundsätzlich ausgeschlossen bleiben müsse, da er nur allzuleicht auch bis in die Manipulation des Brauwesens vordringen könnte.

[576] So steht das Hofbräuhaus, ein fast unberührter Zeuge herkömmlicher Sitte und Volkseigenthümlichkeit, ein Wahrzeichen, wie andere Städte deren von Stein oder Erz an altem Gemäuer aufbewahren, so dieses hier ein in seinem Treiben lebendiges, sich stets erneuerndes. Den Namen des „Hofes“ führt es nun freilich sehr uneigentlich, und dies nicht nur deshalb, weil Alles, was darin um- und vorgeht, das gerade Widerspiel von Etikette und Erlesenheit ist, sondern schon darum, weil die Brauerei mit dem Hofe, mit der Civilliste in gar keinem Zusammenhange steht, sondern Staatsanstalt ist und auf Rechnung des Budgets durch ein eigenes, hierfür aufgestelltes Brauamt verwaltet wird. Die Brauerei ist bei Weitem nicht eine der größten Münchens, weder in Bezug auf ihre Räumlichkeiten, noch auf ihren Betrieb; allein da sie das Eigenthümliche hat, daß sie ihr Fabrikat, welches im Rufe des Vorzüglichsten zu erhalten ihr als Ehrensache gilt, nicht versendet, ja sogar (Detailverkauf an Privatpersonen ausgenommen) nicht außer dem Hause verzapft, so ist ihre Schenke die frequenteste, an der vom frühen Morgen bis zur Mitternacht das inbrünstigste Werben um den delicates Stoff und das heilloseste Gedränge nicht aufhören.

Es ist ein unscheinbar, niedrig, alterthümlich Haus, dieses Hofbräuhaus, in einem abgelegenen Stadtviertel, in dessen Thorweg wir eintreten und in einen Hof gelangen, der schon – auch bei kühler und unfreundlicher Witterung – von mannichfachen Gruppen erfüllt ist. In den „Arkaden“, die auf der einen Seite sich hinziehen, auf den Bänken, welche die andere Seite einnehmen, auf den umgestürzten leeren Fässern, die in der Mitte als Stuhl und Tisch dienen müssen, haben die buntesten Haufen sich breit gemacht. Der Anblick fesselt Dich, Lieber, der Du vielleicht gar ein Norddeutscher bist. Obwohl die Gesellschaft Dir gemischt erscheinen mag, obwohl das stets feuchte Pflaster Dich nicht angenehm anmuthet, obschon die Atmosphäre, besonders gegen den eben durchschrittenen Thorweg zu, nichts weniger als angenehm ist, so deucht Dir doch der Aufenthalt nicht gar so abstoßend. Aber Du hast mehr noch zu sehen, und trinken willst Du ja doch auch – so mußt Du schon mit in das Innere kommen, denn zugetragen, servirt wird Dir hier nicht, also: Du mußt Dich, wenn auch dann und wann eine Kellnerin mit Seideln





in der Hand erscheint, selbst bedienen, bis zum Fasse vordringen, und die Unbequemlichkeit wird Dir erst noch recht unbequem gemacht. Eine schmale, enge Thüre führt uns in's Haus; wir stehen in einem Vorplatze, einer mit Glasfenstern versehenen Wand gegenüber. Innerhalb derselben befindet sich die Küche – eigentlich nur ein großer Heerd voll brodelnder Kessel, aus denen die Köchin und deren Gehülfin den eintretenden Gästen ununterbrochen Suppe, Rindfleisch oder Kalbsbraten reicht, wozu diese dann aus einem neben der Thüre befindlichen Korbe sich Messer und Gabel mitnehmen mögen. Du hast Dir um neun Kreuzer ein tüchtig Stück Braten erworben, das Bestecke nicht vergessen, und magst nun sehen, wo Du zur Mahlzeit schreiten kannst. Nirgends Platz! – so folge denn meinem Rathe und setze Dich auf die Stufen der Treppe, die neben der Küchenthüre in's obere Stockwerk führt, verzehre, den Teller auf den Knien haltend, Dein Mahl; doch spute Dich dabei, denn ein essender Gast hat im Hofbräuhaus kein Anrecht zu längerem Aufenthalt, und Andere kommen und verlangen, ebenfalls auf kurze Frist, nach Deinem Sitze. „Aber beim Trinken darf man verweilen?“ – Ja freilich! wohlan! treten wir ein!

Wenn Du glaubtest, in gewöhnliche, wohlanständige Wirthszimmer zu kommen, so bist Du freilich in großem Irrthum gewesen, in einem Irrthum, über den ich schon manchen Fremden an der Schwelle, vor der wir stehen, habe verdutzt innehalten oder straucheln sehen. Vor Dir öffnen sich vier weite Kellergewölbe, feucht, düster, rauchig; die Wände tünchte nur der Qualm, den Estrich fegen nur die Füße der darauf Gehenden; alles Geräthe, Tische, Bänke von einer Ursprünglichkeit, wie man sie kaum in den Räumen unter der Erde gelten läßt, und doch sind wir oben, durch die rußigen Fensterscheiben bricht mühsam der Sonnenstrahl. Aber wenn Dein Auge sich gewöhnt hat, entdeckst Du hin und wieder an der Wand kühn entworfene Kohlen- und Kreidezeichnungen, unregelmäßig die eine auf die andere geschoben; Du erkennst in der einen das Portrait eines neben Dir stehenden Mannes, eines alten Stammgastes, dem eine Fratze die Nase aufstülpt; in der andern einen geistreich erfaßten, in meisterhaften Conturen hingeworfenen mythologischen Gedanken; aus einer jeden, daß in diesen wüsten Räumen auch die genialsten der Münchener Künstler in froher Laune oder bei Erläuterung gelegentlicher Gespräche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen haben. Auch ein paar politische Reminiscenzen aus dem Jahre 1848 finden sich hoch oben an der Wand – doch vorüber an ihnen – zum Trinken!

Dazu gehört vor Allem ein Gefäß. Woher das nehmen? Zerbrechliche Gefäße kann es im Hofbräuhaus aus Zweckmäßigkeitsgründen gar nicht geben, man kennt da nur steinerne Krüge, und damit ist schon ausgeschlossen, daß Jemand ein Seidel tränke, es muß ein Jeder eine Maß sich geben lassen. Aber auch ein solcher Krug ist nicht vorrätig; so suchen wir darnach; wir drängen uns durch die Bankgassen, zählen an jedem einzelnen Tische erst die daran sitzenden Zecher, dann die darauf stehenden Krüge, und preisen unser Geschick, wenn wir schon vor einer halben Stunde einen übrig gebliebenen, d. h.



so eben von einem Andern geleerten, erobert haben. Mit ihm geht's wieder hinaus zur Schenke, vorher jedoch zu dem ihr gegenüber befindlichen Brunnen, in dessen Trog und an dessen Wasserstrahl wir ihn säubern, doch schwerlich ohne von dem gleicherweise beschäftigten Nachbar gehörig bespritzt und begossen zu sein. Nun aber merke Dir wohl die auf dem Zinndeckel Deines Kruges eingegrabene Nummer, halte Deinen Sechser in der andern Hand bereit, und menge Dich in den Haufen, der den Schenkisch belagert. Mehrere Minuten, ein Viertelstündchen magst Du im Gedränge aushalten müssen, der rußige Arbeiter reibt sich an Deinem noch nassen Rock, der gigantische Cürassier-Unterofficier tritt Dir auf die Füße – und wehe, wenn die Geduld Dir ausgehen, ein Wort des Unmuths Dir entfahren sollte, das allgemeine Hohngelächter, auch gelegentliche Schimpfworte würden Dich schnell belehren, daß wenigstens an dieser Stelle die Dräng- und Preßfreiheit eine Wahrheit ist. Doch Du bist endlich bis zum Tische gelangt, hast dem Wirthe Deine Steuer hinübergereicht, wogegen der Schenknecht Deinen Krug nebst noch sechs andern hinwegraffte, alsbald aber wieder bringt und, die Nummern ausrufend, ihn zurückschiebt. „2417“ ruft er; das bist Du, Du willst darnach greifen, aber ohne daß Du laut und vernehmlich „Hier!“ geantwortet, wird Dir Deine bezahlte Maß nicht überantwortet.

Die vollen Krüge vor uns haltend, treten wir nun eine Pilgerschaft durch die Hallen an, ein Plätzchen zu finden, auf dem wir mit Ruhe und mit Muße das mühsam Errungene genießen könnten. Wir Thoren! da ist Alles, Alles längst besetzt, und wir sind zuletzt froh, an einer Tischecke so viel Raum zu gewinnen, daß wir die Krüge darauf postiren, uns aber daneben stellen zu können. Da betrachten wir denn das Gewühl des Ameisenhaufens, in den wir hineingerathen, und wenn das Ohr von dem betäubenden Geseumse und Geschrei sich erholt, das Auge über den Qualm Herr geworden, auch die Nase an manche unangenehme Wahrnehmungen sich gewöhnt hat, so erstaunst Du wohl über den Anblick, der sich Dir bietet. Der nächste Tisch besteht aus einer Gesellschaft ehrbarer Bürger, zwischen denen jedoch drei Soldaten sich eingezwängt haben, und die noch einem hochwürdigen geistlichen Herrn zugerückt sind. Dort sitzen kohlschwarze, ungewaschene Feuerarbeiter, zwischen ihnen und lebhaftest conversirend ein wohlbestallter Stadtgerichtsrath. Hier ein Tisch voll Künstler, und ich nenne Dir ein paar Namen davon, die Dir wohlbekannt sind, in ihrer Mitte ein paar herrschaftliche Reitknechte, mit denen sie in tiefes Gespräch verwickelt sind. Alles durcheinander – hier gilt kein Stand, kein Name – Officiere und Trompeter, Räthe und Schreiber, Herren und Knechte, Meister und Gesellen gemüthlich neben- und durcheinander, vereinigt sie alle das klebende Bier! – Zwischen sie hindurch und durch die aufgestellten Glieder der Wartenden drängt sich ein eigenes Geschlecht, das der Nuß- oder Radiweiber, im Winter Nüsse, im Sommer Rettige anbietend, die häßlichste, runzligste, aber auch die gröbste und zungenfertigste Sorte des schönen und sanften Geschlechts; über ihre Naturgeschichte munkelt man mancherlei: gewiß ist nur, daß das Nußweib, wenn es als solches zur Welt kommt, schon mindestens 40 Jahre alt ist und eine ungekannte Vergangenheit hinter



sich hat. Aber dort drüben stehen ein paar Gesättigte auf, sagen ihren Genossen Gute Nacht; eilen wir, ihre Plätze einzunehmen! – „Ja, verzeihen's, dort mein Bruder und sein Freund warten schon lang auf mich, denen haben wir unsern Sitz versprochen.“

So stehen wir denn weiter, bis das ferne Wirbeln des Zapfenstreichs plötzlich Viele zusammen abruft, und die Bänke sich lichten. Da aber unterdessen die Köpfe etwas begeisterter geworden sind, so tönt, gewißlich zuerst aus der hintersten Ecke, wo eine Schaar von Studenten sich ergötzt, manch' Lied durch den ungestörten Tumult

Das Hofbräuhaus in München.

[578] dahin. Haben aber die einen vollen, vierstimmigen Gesang begonnen, so mischt sich leicht aus der andern Ecke ein brüllender Gassenhauer drein, ein wilder Chor kreischt und krächzt ihn mit, schlägt mit den steinernen Krügen den Tact dazu, und endet seine Lust mit einem allseitigen, schallenden Gelächter und Gejohle. – Streit und Zank kommen hier selten vor: wer den Landfrieden stört, wird schnell vor die Thüre gebracht, von wo er gewöhnlich, nach genossener Abkühlung, still und beruhigt wiederkehrt, als ob nichts vorgefallen wäre; – die Gensd'armen, wie zahlreich sie um ihrer selbst willen auch gegenwärtig sind, kennen diese Lynchjustiz und würden sich erst in ihren Mißbrauch einmischen.





Doch die Zeit eilt – Mitternacht rückt heran, und mit dem Hammer, der 12 Uhr schlägt, schlägt auch der Zapfer das Faß zu. So drängen wir uns, denn dem guten Saft müssen wir nun doch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, also ebenfalls und noch einmal bei der Schenke mit hinzu, um von dem letzten „Banzen“, dem's heute noch an den vollen Bauch geht, unser Theil mit hinwegzukriegen. Da stürzt, wenn er das Klopfen am Spundloch hört, mancher wackere Recke noch einmal herbei, als habe er heute nicht schon zehn, ja zwölf und vierzehn Mal sich füllen lassen; da rechnet der Wirth mit seinem Bleistift in der Hand die Summe des heute verbrauchten Quantums zusammen und ist zufrieden, daß die Durchschnittszahl von neunzig Eimern (5400 Maßen) überschritten ist; da drücken auch wir seelenvergnügt und urgemüthlich uns wieder in die Ecke, der vor Mitternacht gefüllte Krug gibt uns das Recht, sitzen zu bleiben und gemüthlich das Ende der Dinge noch zu beobachten. Allmählich wird es leerer, Gestalt um Gestalt wankt hinaus, Licht um Licht verlöscht, ein paar dienstbare Geister erscheinen, die Fenster zu öffnen, die stehen gebliebenen Krüge zu sammeln und sie bis morgen – statt aller andern Reinigung – in den Trog des Brunnens zu legen. Ein paar Uebermüthige sind eingeschlafen, die Nachbarn hatten theilnahmlos sie verlassen, der Wirth macht noch die Runde, ermahnt sie zur Heimkehr und sagt auch uns im Vorübergehen bedeutungsvoll „Gute Nacht!“

Und mit diesem „Gute Nacht“ gehen auch wir und legen uns mit dem süßen Bewußtsein nieder, morgen frisch und wohl zu erwachen, denn wir haben hier kein „krankes Bier“, wie in Norddeutschland getrunken.

Die Gartenlaube (1859). Leipzig: Ernst Keil, 1859, Seite 577. Digitale Volltext-Ausgabe bei Wikisource, URL: [https://de.wikisource.org/w/index.php?title=Seite:Die_Gartenlaube_\(1859\)_577.jpg&oldid=-](https://de.wikisource.org/w/index.php?title=Seite:Die_Gartenlaube_(1859)_577.jpg&oldid=-)



IV. Die Stockmacher von München

Bislang stand der Stock etwas abstrakt in der Geschichte: ein typisches Accessoire des 19. Jahrhunderts, europäische Herrenmode, schön geschnitzt, wahrscheinlich teuer. Doch auch hier lohnt es sich, in die Stadt hinabzusteigen.

Eine online transkribierte Ausgabe des Münchner Adressbuchs von 1874 nennt tatsächlich Männer, deren Beruf schlicht „Stockmacher“ lautet. Georg Stöckl wird in Haidhausen, Preysingstraße 18, geführt; Johann Ziehr im Tal 42. Das sind keine symbolischen Figuren. Das Stockmachen war in München ein eigener Beruf.

Der Eintrag im Tal gefällt besonders. Das Tal liegt nur wenige Gehminuten vom Hofbräuhaus entfernt. Man sollte daraus keinen direkten Zusammenhang konstruieren, den wir nicht belegen können. Aber plötzlich bekommt der Gegenstand eine Adresse. Der Münchner Spazierstock musste nicht aus London oder Paris importiert werden; man konnte in der Stadt zu einem Mann gehen, dessen Berufsbezeichnung lautete: Stockmacher.

Daneben existierte ein verwandter Markt von Schirm- und Stockwaren. Eine Geschäftsdrucksache von 1881 dokumentiert die Münchner Schirmfabrik J. B. Fensterer, gegründet 1826 an der Ecke Theatinerstraße/Perusastraße und königlicher Hoflieferant. Noch in Münchner Fremdenführern der Jahre 1905 und 1906 warb Fensterer mit ganzseitigen beziehungsweise halbseitigen Anzeigen. Schirme, Stöcke, Griffe, Drechsler- und Metallarbeit gehörten zu einer Welt handwerklicher Accessoires, die im Straßenbild selbstverständlich war.

Ein guter Stock bestand nicht einfach aus einem Ast. Haselnuss, Rohr oder andere Hölzer beziehungsweise Naturmaterialien wurden begradigt, getrocknet, bearbeitet und mit Griffen versehen. Knäufe konnten aus Horn, Bein, Edelmetall oder geschnitztem Holz bestehen. Ein erhaltenes Beispiel um 1900 besitzt einen lackierten Haselnusschaft und einen Silbergriff in Form einer Eule; ein anderes trägt einen plastisch geschnittenen Griff mit Hase und Wiesel. Der Stock war Handwerk, Mode und Persönlichkeit zugleich.

Man kann sich nun leichter vorstellen, wie ein solcher Gegenstand im Wirtshaus wirkte. Der Besitzer stellte ihn nicht wie eine Gehhilfe unsichtbar in eine Ecke. Ein aufwendiger Griff war Gesprächsstoff. Jagdmotiv, Tierkopf, Silber oder eine etwas weniger jugendfreie Schnitzerei erzählten etwas über den Mann, bevor er selbst den Mund aufmachte. Der moderne Mann legt den Autoschlüssel auf den Tisch. Der Münchner von 1880 konnte einen Stock dagegenlehnen.

V. Der Systemstock – wenn ein Stock nicht nur ein Stock sein darf

Die eigentliche Überraschung beginnt dort, wo Handwerker und Erfinder beschlossen, dass Gehen als Funktion nicht ausreiche. Das 19. Jahrhundert kannte eine erstaunliche Vielfalt sogenannter Systemstöcke. Ein Spazierstock konnte Behälter, Werkzeug, Waffe oder technisches Gerät verbergen. Solche Konstruktionen waren keineswegs seltene Kuriositäten eines verrückten Einzelgängers, sondern Teil einer internationalen Mode. Ein Beispiel im Metropolitan Museum of Art wurde 1885 in den Vereinigten Staaten hergestellt. Im Stock befindet sich eine etwa fünfzehn Zoll lange Spirituosenflasche, im Griff das passende Trinkgefäß. Wer ihn bei sich trug, hatte gewissermaßen eine Bar mit nur einem Bein dabei. Andere historische Systemstöcke enthielten Messer; Museumssammlungen kennen Stöcke mit verschiedensten Geräten und verborgenen Funktionen. Ein erhaltenes alpinen Beispiel eines Viehhändlers aus dem 19. Jahrhundert besaß einen geschnitzten Tierkopf und eine ungewöhnlich lange, zweischneidige Klinge im Schaft.

Damit gerät die technische Seite der Stockbiesler-Legende in ein anderes Licht. Ein Stock mit Sonderfunktion wäre um 1900 keineswegs eine vollkommen fremde Vorstellung gewesen. Man dachte den Gehstock längst als Behälter und Werkzeug. Der Soachstecka wäre nur eine besonders rustikale Weiterentwicklung dieses Prinzips gewesen. Das beweist seine Existenz selbstverständlich nicht.

Es nimmt der Geschichte lediglich einen Teil ihrer technischen Absurdität. Die Vorstellung, ein Mann des 19. Jahrhunderts könne sich fragen, was sich noch alles in einem Spazierstock unterbringen lasse, war vollkommen real. Die Frage, ob ausgerechnet ein Münchner darauf die Antwort „Urin“ gab, bleibt bislang Sache der Überlieferung.

VI. Vom Seichen zum Stockbiesler

„Bieseln“ klingt vergleichsweise freundlich. Das ältere bairische „soachen“ hat diesen Ehrgeiz nicht. Es gehört zu einer Wortfamilie, deren Geschichte weit vor München als Residenzstadt zurückreicht. Hochdeutsch „seichen“ ist in mittelhochdeutschen und althochdeutschen Formen belegt und bezeichnet das Harnen. Das Bayerische bewahrte die lautliche Variante „soachen“. So entsteht „Soachstecka“ nahezu ohne grammatische Anstrengung: ein Stecken für diesen Zweck.

Der „Stockbiesler“ ist sprachlich eine andere Konstruktion. Er bezeichnet zunächst eher den Mann als den Gegenstand. Doch beide Begriffe bewegen sich um denselben Kern. Sie verwandeln eine körperliche Tätigkeit durch ein zusammengesetztes Substantiv in eine Figur, und gerade das Bayerische liebt solche Figuren.

EINE KLEINE SPRACHGESCHICHTE MIT LANGER TRADITION

- ca. 3000 v. Chr. ○ **Indogermanisch:**
*meigh-
fließen, ausscheiden
- ca. 1000 v. Chr. ○ **Latein:** mingere
urinieren, ausscheiden
- ca. 0-500 ○ **Germanisch:** migan
harnen, Wasser lassen
- ca. 750-1050 ○ **Althochdeutsch:** harnen
den Harn lassen
- ca. 750-1050 ○ **Althochdeutsch / bairisch:**
seichen / soacha
laufen lassen, strömen
- ca. 1050-1350 ○ **Mittelhochdeutsch:**
brunzen
Wasser lassen
- ca. 1350-1650 ○ **Frühneuhochdeutsch:**
pissen
urinieren
- ca. 1650-1900 ○ **Neuzeit:** pinkeln
umgangssprachlich
- heute ○ **Bairisch:** bieseln
gemütlich, in Ruhe lassen



ANDERE ZEITEN. GLEICHE BEDÜRENISSE.
STARKE WORTE.

Vom Migen 5.000 Jahre Sprach



Kleine
Vorgänge.
Große
Geschichte.



zum Bieseln

geschichte des Urinierens

Der Vorgang ist älter als jede Schankordnung.

Was der Mensch ausscheidet, begleitet ihn seit Anbeginn – und mit ihm die Sprache. Aus dem indogermanischen *meigh- entstanden im Laufe der Jahrtausende zahlreiche Wörter: gelehrte, hohe, derbe und liebevolle. Sie spiegeln den jeweils eigenen Blick auf Körper, Kultur und Alltag. Das bairische „bieseln“ ist Teil dieser langen Tradition – ein Wort mit Bodenhaftung und Charme, das zeigt: Selbst alltägliche Dinge haben eine große Geschichte.

SPRACHE FLIESST.
KULTUR BLEIBT.

Guad
geht's
immer.
♥

Über
Wasserlassen
und andere
Menschlichkeiten.

ALLTAG · SPRACHE · KULTUR



Nachttopf
17.-19. Jh.
Alltag mit Geschichte.



Wörter sammeln,
Leben verstehen.
Lexikon-Handschrift
um 1500.



Stockbiesler

Bairische Lebensart,
auf festen Beinen.



Ein Prosit
der Gelassenheit.
Auch das gehört
dazu.



Natur verbindet.
Gestern wie heute.



KLEINE BEDÜRFNISSE.
GROSSE KULTUR.

Exkurs: Vom Migen zum Bieseln

5.000 Jahre Sprachgeschichte eines kleinen Bedürfnisses

Der Mensch hat vieles erst spät erfunden. Das Rad. Das Geld. Den Stammtisch. Das Bier in seiner heutigen Form. Ein Problem allerdings begleitete ihn schon vorher: Irgendwann musste er Wasser lassen.

Und weil der Mensch nicht nur ausscheidet, sondern auch spricht, besitzt dieser alltägliche Vorgang eine erstaunlich lange Sprachgeschichte. Sie reicht weit hinter München, Bayern und selbst das Deutsche zurück. Wer den Weg des Wortes verfolgt, landet schließlich bei den frühen indogermanischen Sprachen – also in einer Zeit, in der es weder Wirtshaus noch Maßkrug gab, aber offenbar bereits ein Wort für das gab, was irgendwann nach mehreren Krügen unvermeidlich wurde.

Die Sprachwissenschaft rekonstruiert für das Indogermanische eine Wortwurzel, die ungefähr als *meigh-* wiedergegeben wird und das Urinieren bezeichnete. Aus dieser uralten Familie entstanden später Wörter in sehr unterschiedlichen Sprachen. Im Sanskrit findet sich *mehati*, im Griechischen entsprechende Formen, im Lateinischen *mingere*. Auch die germanischen Sprachen kannten verwandte Wörter. Im Altnordischen hieß es *míga*, im Altenglischen *mīgan*, und auch im alten Deutschen gab es Formen wie *migen*.

Der Vorgang blieb derselbe. Nur die Wörter wechselten.

Im Deutschen trat früh das ****Harnen**** hinzu. „Harn“ gehört zu den ältesten überlieferten deutschen Wörtern dieses Bedeutungsfeldes. Wer im Mittelalter harnte, benutzte also keineswegs einen medizinischen Fachausdruck, sondern ein ganz gewöhnliches Wort seiner Zeit. Erst später bekam „Harn“ jenen klinischen Beigeschmack, den es heute besitzt. Ein mittelalterlicher Bauer hätte sich darüber vermutlich gewundert. Für ihn war Harn zunächst einfach Harn.

Daneben gab es ein Wort, das besonders im süddeutschen Sprachraum langlebig wurde: ****seichen****. Sein sprachliches Bild ist denkbar einfach. Etwas fließt, rinnt oder tropft heraus. Daraus entwickelte sich die Bedeutung „urinieren“. In bairischen Mundarten entstand daraus unter anderem ****soacha**** oder ****soichn****.

Wer also im alten Bayern „soacha“ ging, beschrieb den Vorgang sprachlich beinahe hydraulisch.

Noch bildhafter ist ****brunzen****. Das Wort steht wahrscheinlich in Verbindung mit Brunnen und dem Hervorquellen von Wasser. Der Mensch wird beim Brunzen sprachlich für kurze Zeit selbst zur Quelle. Das klingt weniger vornehm als „Wasser lassen“, ist aber in



seiner Bildhaftigkeit kaum zu übertreffen.

Man könnte sagen: Der Deutsche harnt, der Bayer brunzt – und beide meinen dasselbe.

Mit ****pissen**** erscheint später ein Wort, das sich bis heute erfolgreich jeder sprachlichen Verschönerung widersetzt. Seine genaue Herkunft ist nicht vollkommen geklärt. Wahrscheinlich spielen niederländische und französische Formen ebenso eine Rolle wie lautmalerische Einflüsse. Das Wort klingt so, wie der Vorgang klingt. Das könnte einen Teil seiner erstaunlichen Überlebenskraft erklären.

****Pinkeln**** ist dagegen vergleichsweise jung. Es erscheint erst in der frühen Neuzeit und gehört vermutlich in die Nähe kindersprachlicher Formen wie „Pipi“. Was heute beinahe neutral klingt, ist also sprachgeschichtlich ein Nachzügler.

Noch jünger ist das ****Schiffen****. Der Ausdruck verbreitete sich besonders über die Studentensprache des 18. Jahrhunderts. Das dazugehörige „Schiff“ war ursprünglich nicht unbedingt ein Segelschiff, sondern konnte auch ein Gefäß oder Nachtgeschirr bezeichnen. So entstand aus einem Gegenstand eine Tätigkeit. Erst später konnte dann auch der Himmel „schiffen“, wenn es kräftig regnete.

Die Sprache kennt eben keine Scham, wenn ein gutes Bild zu haben ist.

Und dann sind wir endlich in Bayern. Hier begegnet uns das ****Bieseln****.

Bieseln oder biseln gehört zum bairisch-österreichischen Wortschatz. Daneben stehen Formen wie ****Biesl****, ****Bisel**** oder ****Bisi**** für Urin. Das Wort besitzt jenen eigentümlichen Ton, den gute Dialektwörter haben: weniger grob als „pissen“, weniger medizinisch als „urinieren“, weniger feierlich als „Wasser lassen“.

Bieseln klingt beinahe gemütlich.

Und genau darin liegt vielleicht ein Teil seines Erfolgs.

Denn Sprache bezeichnet nicht nur Dinge. Sie bewertet sie zugleich. Wer „urinieren“ sagt, beschreibt einen körperlichen Vorgang. Wer „pissen“ sagt, macht daraus eine grobe Angelegenheit. Wer „Wasser lässt“, versucht, möglichst wenig davon sehen zu lassen. Und wer „bieseln“ sagt, behandelt den Vorgang beinahe so, als gehöre er nun einmal zum Leben. Was er zweifellos tut.

Die Münchner Wirtshauskultur schuf für diese Sprachwelt einen idealen Resonanzraum. Wo viel Bier getrunken wurde, musste früher oder später auch viel Wasser gelassen werden. Das ist weniger Folklore als Physiologie.





Mit dem Bier entstand deshalb immer auch eine zweite Infrastruktur: Abtritte, Höfe, Mauern, Gänge, Nachtgeschirre und jene improvisierten Lösungen, die jede Zeit hervorbrachte, wenn Architektur und menschliche Notwendigkeit nicht miteinander Schritt hielten.

Der Stockbiesler gehört in diese Welt.

Sein Name ist deshalb mehr als ein derber Scherz. Er verbindet ein altes bairisches Wort mit einer sehr konkreten sozialen Praxis. Der Stock markiert den Platz, das Bieseln bezeichnet die unvermeidliche Abwesenheit. Beides zusammen ergibt jene kleine Logik des Wirtshauses, ohne die der Stockbiesler nicht zu verstehen ist.

Sein Problem beginnt schließlich nicht beim Urinieren.

Sein Problem beginnt beim Sitzplatz.

Wer aufstand, riskierte, dass ein anderer sich setzte. Wer sitzen blieb, hatte irgendwann ein anderes Problem. Also musste eine Lösung gefunden werden. Der Stock sagte: Dieser Platz ist nicht frei. Der Mann kommt wieder.

Man könnte deshalb die gesamte Geschichte des Stockbieslers auf eine einfache kulturgeschichtliche Formel bringen:

****Bier erzeugt Harndrang. Harndrang erzeugt Abwesenheit. Abwesenheit gefährdet den Sitzplatz. Der Stock löst das Problem.****

So führt eine sprachliche Linie über Jahrtausende hinweg von *meigh-* zu *migen*, vom Harnen zum Seichen, vom Brunzen zum Pissen, vom Pinkeln zum Bieseln – und schließlich zu jenem Münchner, der seinen Stock neben die Bank stellte und damit erklärte:

Hier sitzt einer. Auch wenn er gerade nicht da ist.



Vom Migen zum Bieseln

5.000 Jahre Sprachgeschichte eines kleinen Bedürfnisses

EINE KLEINE SPRACHGESCHICHTE MIT LANGER TRADITION

ca. 3000 v. Chr.	○	*meigh-* (Indogermanisch) urinieren
ca. 1000 v. Chr.	○	migen (Sanskrit u. a.)
ca. 0–500	○	harnen (Germanisch)
ca. 750–1050	○	seichen (Althochdeutsch)
ca. 1050–1350	○	brunzen (Mittelhochdeutsch)
ca. 1350–1650	○	pissen (Frühneuhochdeutsch)
ca. 1650–1900	○	pinkeln (Neuzeit)
heute	○	bieseln (Bairisch)

*Andere Zeiten.
Gleiche Bedürfnisse.
Starke Worte.*



SPRACHE VERBINDET
MENSCHEN UND ZEITEN.

Der Mensch musste schon Wasser lassen, lange bevor es Wirtshäuser, Maßkrüge oder Stammtische gab. Entsprechend alt sind die Wörter dafür.

Die Sprachwissenschaft rekonstruiert für das Indogermanische eine Wurzel **meigh-** mit der Bedeutung ‚urinieren‘. Daraus entwickelten sich verwandte Formen im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und in den germanischen Sprachen. Im Deutschen folgten Wörter wie harnen, seichen, brunzen, pissen, pinkeln und schiffen.

Im Bairischen setzte sich bieseln durch – ein Wort, das weniger medizinisch klingt als ‚urinieren‘ und weniger derb als ‚pissen‘.

Für den Stockbiesler wird daraus Kulturgeschichte: Wer beim Biertrinken seinen Platz verlassen musste, riskierte, dass ein anderer ihn besetzte. Der Stock blieb zurück und sagte, was sein Besitzer gerade nicht sagen konnte:

*Hier sitzt einer.
Auch wenn er gerade bieseln ist.*



SPRACHE FLIESST.
KULTUR BLEIBT.



Nachtopf
Seit Jahrhunderten
ein treuer Begleiter
der Menschheitsgeschichte.



Stockbiesler
Bairische Lebensart:
Auf den Stock vertrauen,
auf ein freies Platzl
zurückkommen.



Unsere Suche hat allerdings eine Lücke nicht schließen können: Einen sicheren gedruckten Beleg für „Stockbiesler“ oder „Soachstecka“ aus der Zeit um 1900 haben wir bislang nicht gefunden. Der bisher früheste leicht zugängliche digitale Treffer für „Soachstecka“ stammt aus einer Internetdiskussion des Jahres 2002, in der ein Teilnehmer behauptet, früher habe es in Bayern ein solches Utensil zum Pinkeln unter den Tisch gegeben. Hummels gedruckter „Stockbiesler“ folgt 2019. Das beweist ein Fortleben der Erzählung, aber keine wortgeschichtliche Kontinuität bis in die Prinzregentenzeit.

Dieser Befund gehört groß ins Dossier und nicht klein in eine Fußnote. Eine schwächere Redaktion würde das Loch mit einem erfundenen Gründungsjahr stopfen. Die bessere Geschichte erzählt das Loch.

Vielleicht hieß die Sache früher anders. Vielleicht war „Stockbiesler“ ein späterer Name für eine ältere Praxis. Vielleicht wurde die ganze Geschichte erst nachträglich an eine verschwundene Wirtshauswelt angeheftet. Vielleicht finden wir irgendwann in einer vergessenen Lokalzeitung von 1912 genau das gesuchte Wort und müssen dieses Kapitel umschreiben.

Bis dahin gilt: Wir wissen, dass die Geschichte existiert. Wir wissen noch nicht, wie alt ihr Name ist.

VII. Der Mann, der sitzen blieb

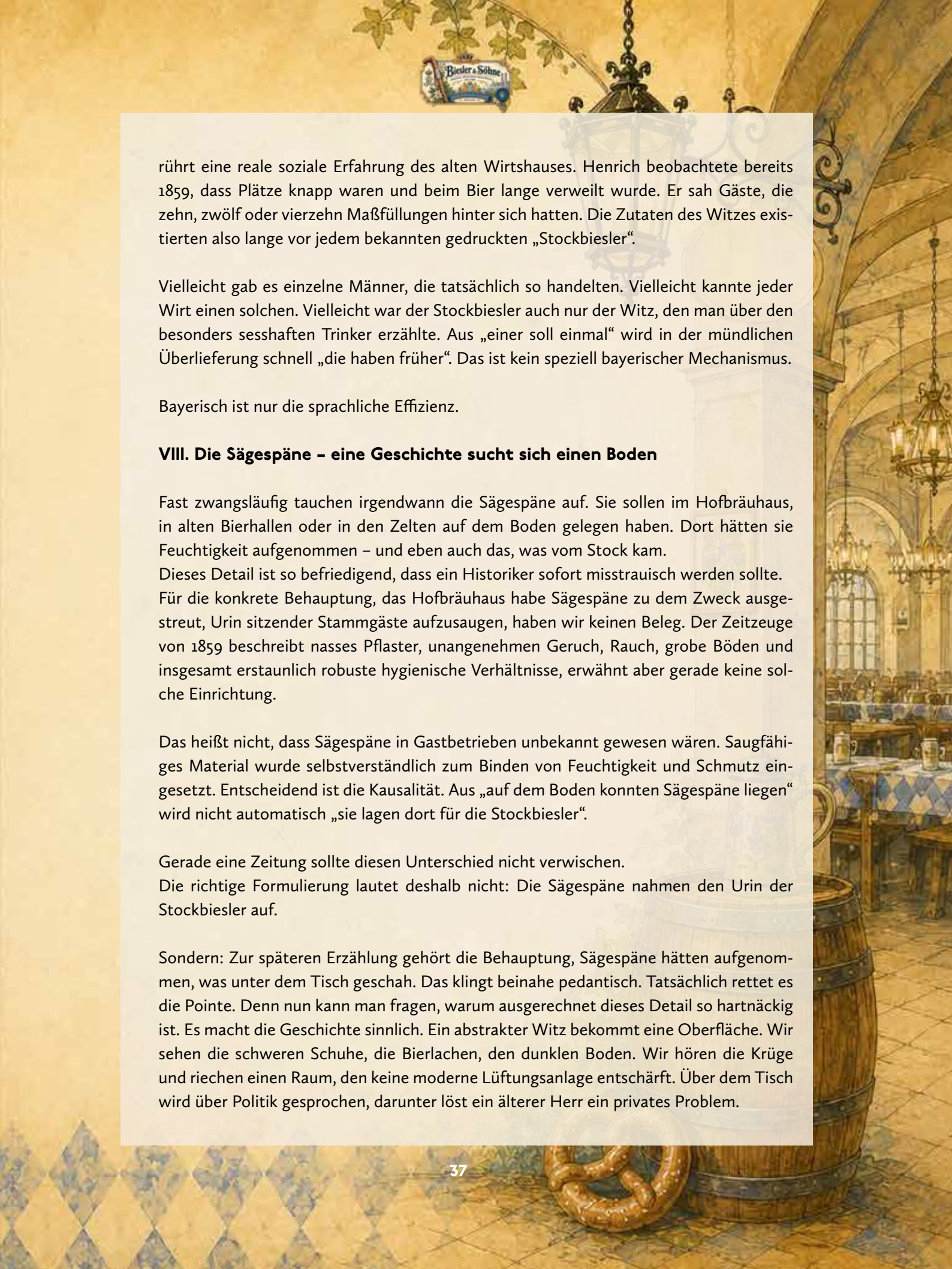
Nun darf die Legende selbst auf die Bühne. Ein älterer Mann sitzt an einem Tisch. Vor ihm ein Krug, neben ihm der Stock. Er hat den größten Teil des Abends dort verbracht. Vielleicht ist es das Hofbräuhaus, vielleicht eine andere große Bierhalle, vielleicht später ein Wiesenzelt. An seinem Tisch kennt man sich. Einer erzählt eine Geschichte, einer hört nur halb zu, einer hat längst zu viel getrunken und sagt dennoch erstaunlich wenig. Nach mehreren Maß meldet sich die Natur.

Der Mann steht nicht auf.

In der späteren Überlieferung platziert er den Stock zwischen den Beinen, öffnet die Hose und lässt den Urin am Stock hinunterlaufen. Der genaue technische Aufbau variiert in der Vorstellung; manchmal ist der Stock bloße Führung, manchmal wird ihm beinahe eine Röhrenfunktion zugeschrieben. Je detaillierter die Erzählung wird, desto größer ist die Gefahr, dass spätere Phantasie die Lücken der Vergangenheit ausfüllt.

Der Kern bleibt immer derselbe: Er behält seinen Platz.

Das ist der stärkste Teil der Geschichte, weil er kein technisches Gerät benötigt. Er be-



rührt eine reale soziale Erfahrung des alten Wirtshauses. Henrich beobachtete bereits 1859, dass Plätze knapp waren und beim Bier lange verweilt wurde. Er sah Gäste, die zehn, zwölf oder vierzehn Maßfüllungen hinter sich hatten. Die Zutaten des Witzes existierten also lange vor jedem bekannten gedruckten „Stockbiesler“.

Vielleicht gab es einzelne Männer, die tatsächlich so handelten. Vielleicht kannte jeder Wirt einen solchen. Vielleicht war der Stockbiesler auch nur der Witz, den man über den besonders sesshaften Trinker erzählte. Aus „einer soll einmal“ wird in der mündlichen Überlieferung schnell „die haben früher“. Das ist kein speziell bayerischer Mechanismus.

Bayerisch ist nur die sprachliche Effizienz.

VIII. Die Sägespäne – eine Geschichte sucht sich einen Boden

Fast zwangsläufig tauchen irgendwann die Sägespäne auf. Sie sollen im Hofbräuhaus, in alten Bierhallen oder in den Zelten auf dem Boden gelegen haben. Dort hätten sie Feuchtigkeit aufgenommen – und eben auch das, was vom Stock kam.

Dieses Detail ist so befriedigend, dass ein Historiker sofort misstrauisch werden sollte. Für die konkrete Behauptung, das Hofbräuhaus habe Sägespäne zu dem Zweck ausgestreut, Urin sitzender Stammgäste aufzusaugen, haben wir keinen Beleg. Der Zeitzeuge von 1859 beschreibt nasses Pflaster, unangenehmen Geruch, Rauch, grobe Böden und insgesamt erstaunlich robuste hygienische Verhältnisse, erwähnt aber gerade keine solche Einrichtung.

Das heißt nicht, dass Sägespäne in Gastbetrieben unbekannt gewesen wären. Saugfähiges Material wurde selbstverständlich zum Binden von Feuchtigkeit und Schmutz eingesetzt. Entscheidend ist die Kausalität. Aus „auf dem Boden konnten Sägespäne liegen“ wird nicht automatisch „sie lagen dort für die Stockbiesler“.

Gerade eine Zeitung sollte diesen Unterschied nicht verwischen.

Die richtige Formulierung lautet deshalb nicht: Die Sägespäne nahmen den Urin der Stockbiesler auf.

Sondern: Zur späteren Erzählung gehört die Behauptung, Sägespäne hätten aufgenommen, was unter dem Tisch geschah. Das klingt beinahe pedantisch. Tatsächlich rettet es die Pointe. Denn nun kann man fragen, warum ausgerechnet dieses Detail so hartnäckig ist. Es macht die Geschichte sinnlich. Ein abstrakter Witz bekommt eine Oberfläche. Wir sehen die schweren Schuhe, die Bierlachen, den dunklen Boden. Wir hören die Krüge und riechen einen Raum, den keine moderne Lüftungsanlage entschärft. Über dem Tisch wird über Politik gesprochen, darunter löst ein älterer Herr ein privates Problem.



Sägespäne sind für die Stockbiesler-Legende, was Nebel für Sherlock Holmes ist. Nicht jede Nacht in London war neblig.

Aber versuchen Sie einmal, die Geschichte ohne ihn zu erzählen.

IX. Wohin ging München, wenn München musste?

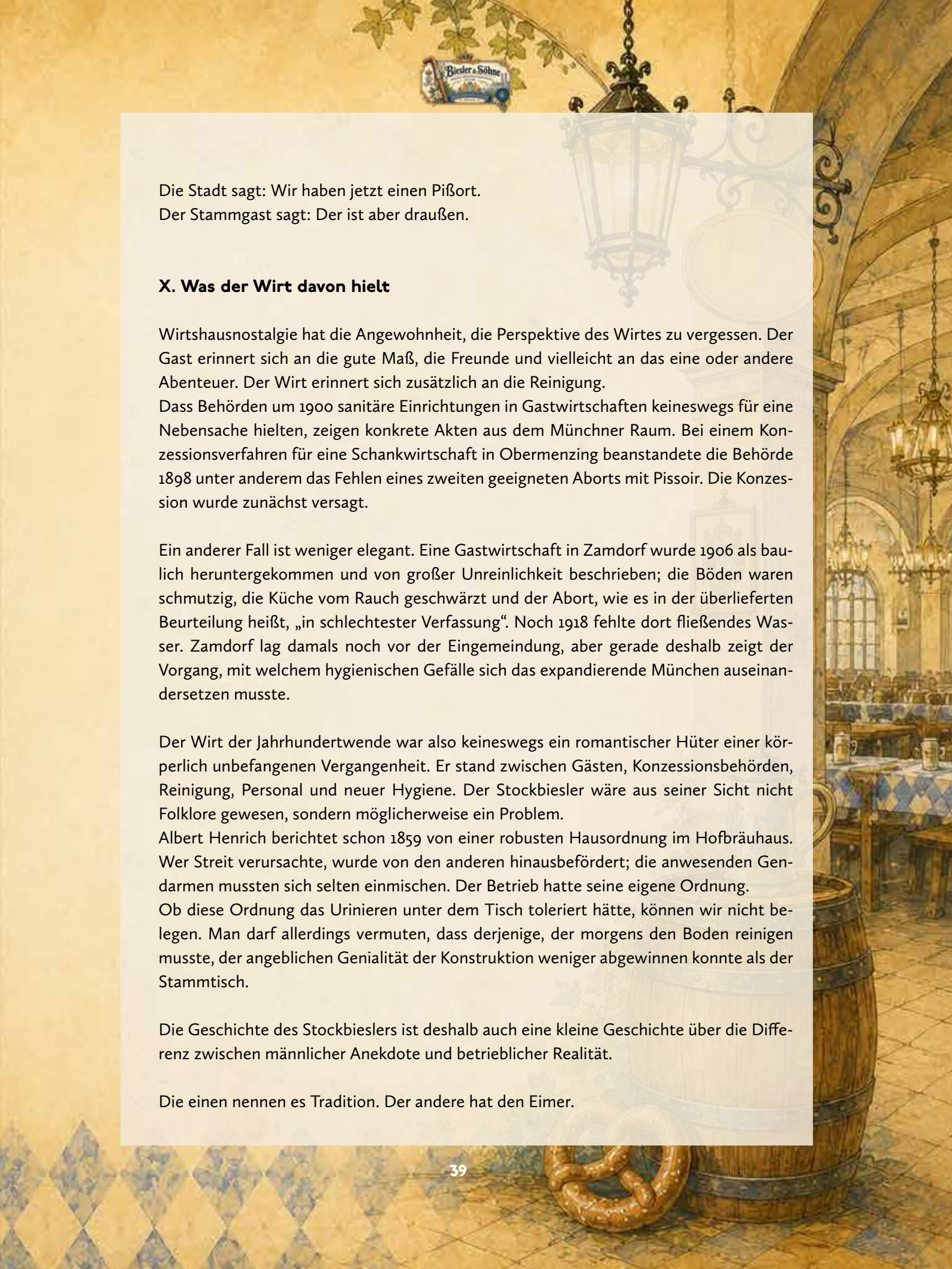
Die Geschichte der Toilette gehört zu jenen Kapiteln der Zivilisation, die jeder täglich nutzt und kaum jemand liest. Für den Stockbiesler ist sie zentral. Denn eine Legende über das Urinieren am Tisch lässt sich erst einordnen, wenn man weiß, wie selbstverständlich eine saubere, nahe gelegene Toilette um 1850 oder 1900 überhaupt war.

Münchens Entwicklung zur modernen Stadt war eng mit der Abwasserfrage verbunden. Die Choleraepidemie von 1854 zeigte brutal, welche Folgen unzureichende hygienische Infrastruktur haben konnte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Kanalisation, Wasserversorgung und Entwässerung systematisch ausgebaut. 1890 führte München die Schwemmkanalisation offiziell ein. Um 1900 verfügte die Stadt über rund 225 Kilometer Kanalnetz; etwa 78 Prozent der ungefähr 480.000 Einwohner waren angeschlossen. Das war ein gewaltiger Fortschritt und bedeutete zugleich, dass die moderne Sanitärstadt noch keineswegs vollständig war.

Auch das öffentliche Urinieren wurde nun zur kommunalen Bauaufgabe. In München entstanden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts öffentliche Bedürfnisanstalten. Für 1906 werden 28 größere Anlagen und 31 kleinere Pissoirs genannt. Eine 1909 errichtete Bedürfnisanstalt an der Ottostraße besaß getrennte Männer- und Frauenbereiche mit je vier Aborten sowie einen „Pißort“ mit zwölf Standplätzen. Die Baukosten betrugen 27.500 Mark.

Man muss sich den kulturgeschichtlichen Sprung klarmachen. Eine körperliche Verrichtung, die jahrhundertlang überwiegend privat, improvisiert oder im öffentlichen Raum erledigt worden war, wurde Gegenstand städtischer Architektur. Es gab Wärterinnen, getrennte Abteilungen, Eintrittspreise und sogar Zählmechanismen an Türen. Bei einer Münchner Straßenbahnstation kostete die Benutzung eines Aborts 1906 je nach Klasse fünf oder zehn Pfennig.

Der Soachstecka, sofern hinter der Legende eine tatsächliche Praxis stand, würde genau in diesen Übergang passen. Der alte individuelle Pragmatismus trifft auf eine Stadt, die beginnt, selbst die Notdurft zu organisieren. Man muss den Stock nicht erfinden, um den Konflikt zu erkennen.



Die Stadt sagt: Wir haben jetzt einen Pißort.
Der Stammgast sagt: Der ist aber draußen.

X. Was der Wirt davon hielt

Wirtshausnostalgie hat die Angewohnheit, die Perspektive des Wirtes zu vergessen. Der Gast erinnert sich an die gute Maß, die Freunde und vielleicht an das eine oder andere Abenteuer. Der Wirt erinnert sich zusätzlich an die Reinigung.

Dass Behörden um 1900 sanitäre Einrichtungen in Gastwirtschaften keineswegs für eine Nebensache hielten, zeigen konkrete Akten aus dem Münchner Raum. Bei einem Konzessionsverfahren für eine Schankwirtschaft in Obermenzing beanstandete die Behörde 1898 unter anderem das Fehlen eines zweiten geeigneten Aborts mit Pissoir. Die Konzession wurde zunächst versagt.

Ein anderer Fall ist weniger elegant. Eine Gastwirtschaft in Zamdorf wurde 1906 als baulich heruntergekommen und von großer Unreinlichkeit beschrieben; die Böden waren schmutzig, die Küche vom Rauch geschwärzt und der Abort, wie es in der überlieferten Beurteilung heißt, „in schlechtester Verfassung“. Noch 1918 fehlte dort fließendes Wasser. Zamdorf lag damals noch vor der Eingemeindung, aber gerade deshalb zeigt der Vorgang, mit welchem hygienischen Gefälle sich das expandierende München auseinandersetzen musste.

Der Wirt der Jahrhundertwende war also keineswegs ein romantischer Hüter einer körperlich unbefangenen Vergangenheit. Er stand zwischen Gästen, Konzessionsbehörden, Reinigung, Personal und neuer Hygiene. Der Stockbiesler wäre aus seiner Sicht nicht Folklore gewesen, sondern möglicherweise ein Problem.

Albert Henrich berichtet schon 1859 von einer robusten Hausordnung im Hofbräuhaus. Wer Streit verursachte, wurde von den anderen hinausbefördert; die anwesenden Gendarmen mussten sich selten einmischen. Der Betrieb hatte seine eigene Ordnung.

Ob diese Ordnung das Urinieren unter dem Tisch toleriert hätte, können wir nicht belegen. Man darf allerdings vermuten, dass derjenige, der morgens den Boden reinigen musste, der angeblichen Genialität der Konstruktion weniger abgewinnen konnte als der Stammtisch.

Die Geschichte des Stockbieslers ist deshalb auch eine kleine Geschichte über die Differenz zwischen männlicher Anekdote und betrieblicher Realität.

Die einen nennen es Tradition. Der andere hat den Eimer.



XI. Als der Mensch noch Körper haben durfte

Der Stockbiesler erscheint dem heutigen Leser so grotesk, weil wir Körperfunktionen aus der Öffentlichkeit weitgehend verdrängt haben. Der moderne öffentliche Raum ist nach Möglichkeit geruchsneutral, trocken, gereinigt und so gestaltet, dass der menschliche Körper seine Existenz nur in dafür vorgesehenen Räumen zugeben muss. Das war nicht immer so.

Um 1900 gehörten Spucken, Tabakrauch, Schweiß und enges körperliches Gedränge wesentlich selbstverständlicher zum Alltag. Spucknapfe standen selbst in vornehmen Haushalten. Inventare einer fürstlichen Residenz um 1900 verzeichnen sie nahezu in jedem Raum. Sie tauchen auf historischen Fotografien kaum auf, weil selbst eine Epoche, die sie selbstverständlich benutzte, nicht alles für bildwürdig hielt.

Die moderne Hygiene begann gerade, diese Gewohnheiten zu bekämpfen. Tuberkulose war eine der großen Gefahren der Zeit. Münchner Mediziner kritisierten noch im frühen 20. Jahrhundert ausdrücklich das Spucken auf den Boden; in Straßenbahnen und Zügen war es bereits verboten, doch nach zeitgenössischen Einschätzungen wurden solche Verbote unzureichend beachtet und kontrolliert. Die „Erziehung zur Reinlichkeit“ wurde zu einem öffentlichen Gesundheitsprogramm.

Ein erhaltenes Emailschild der Reichspost um 1910 trägt die denkbar knappe Anweisung: „Nicht auf den Boden spucken.“ Solche Schilder wurden in stark frequentierten Räumen zusammen mit Spucknapfen angebracht. Das ist beinahe die ganze Hygienerevolution auf dreißig Zentimetern Blech: Eine Gesellschaft hatte etwas jahrhundertlang getan, und nun hing jemand ein Verbot an die Wand.

Der Stockbiesler gehört, wenn er einen historischen Kern besitzt, in diese Übergangszeit. Nicht weil Urinieren unter dem Tisch jemals gesellschaftlich fein gewesen wäre, sondern weil die Grenze zwischen Körper und Öffentlichkeit anders verlief. Das Wirtshaus war rauchiger, enger, feuchter und körperlicher. Der Gast des Jahres 1859 spülte seinen gerade von einem Fremden benutzten Maßkrug selbst am Brunnen aus und trank anschließend daraus. Henrich beschreibt ungewaschene Arbeiter neben Beamten und Geistlichen, Rauch, nasse Kleidung und eine Nase, die sich erst an manche Wahrnehmung gewöhnen müsse.

Der vielzitierte „gute alte Wirtshausabend“ war möglicherweise gemütlicher. Steril war er nicht.

Da Soachstecka

Mehr als a Stock. A Leb'nsgfui.



A echter Stockbierler
im Bierzelt in seinem Element!

DIE RUNDE DER WIRTSCHAUSWEISEN

Stimmen aus der bayerischen Volksweisheit
(nicht wissenschaftlich, aber g'scheit!)



Dieter Nepper

Wirt & Geschichtsmäher
aus Niederhohenbrunn
„Der Soachstecka is ka
Stock. Des is a Lebngfui,
a Gesprächstarter und a
Ordnungshelfer in a moi.“

Sigmar Schlepper

ehem. Einstockphilosoph
aus Oberrausch
„Mit'm Soachstecka host
kon Gegner, nur no
Gesprächspartner.
Des is de wahre Kunst!“



Fredi Bauernfänger

Wanderer & Ratshausmaler
aus Überall
„I brauch koa Zauberei,
I nehm mei Soachstecka,
ein Maß und a grade G'schicht.
Des reicht!“

So wird's g'recht – seit Generationen!
Behauptet zumindest der Volksmund.

Diese Aussagen sind frei erfunden und dienen allein der Unterhaltung.

Da Soachstecka und da Stockbierler

1 - Stöckel

Da Stöckel
ist a Stöckel.
Auch nicht Stöckel.
Des is 'n Stöckel, des
ist'st.



2 - Stöckel

Da Stöckel
ist a Stöckel.
Auch nicht Stöckel.
Des is 'n Stöckel, des
ist'st.



3 - Zu stöckel

Wenn da Stöckel
is so stöckel,
wird's gestöckel.
Lieber a Stöckel
g'scheit!



4 - Im G'schicht!

Blöckel aus!
Auch nicht Blöckel.
Des is 'n Blöckel, des
ist'st.



Haltungen, Varianten & g'scheite Regeln.

NACHBAU DES ORIGINALS – SO SCHAUT ER AUS



Aus massivem Buchenholz • Griff mit Lederband • Länge ca. 80 cm • Handgeferigt in Bayern

SO SAH'S FRÜHER AUS IM BIERZELT ...



Ein Stöckel
nachempfunden,
nach abgezeichnet,
kein echtes
Zeichendokument.

ANEKDOTEN AUS DEM ALTEN HOFBRAUHAUS

Es wird erzählt, dass in alten Hofbrauereien früher
mit Stöckeln auf dem Boden getreten haben.

Da haben aufgelegt, was halt so
aufgelegt werden muss: Bier, Brotzeit
... und eben auch den Stöckel.

Und es wird weiter erzählt, dass
also Stöckel aus dem Hofbrauhaus
nach Hause mitgenommen sind.

Warum auch? Sie han den Soachstecka
g'tommen, zwischen d'Beine gesteckt,
lachen lassen – und die Stöckel
han den Rest erledigt.

Ob's wirklich so war? Wir weiß.
Aber es is a schöne G'schicht –
und typisch bayerisch.



Zwischen Legende und Wahrheit –
a G'schicht für jede Gaudi.

AUCH BEKANNT ALS: STOCKBIERLER



Der „Stockbierler“
ist die wohlkühnste
Erfindung von Mann,
der im Wirtshaus
seinen Spazierstock
so verwendet, dass
er nicht aufstehen
muss, um unter den
Tisch zu kommen.

Eine Erfindung aus
Faulheit? Aus Schamhaft?
Aus bayerischer
Gemütlichkeit?

Wahrscheinlich von
allen a bißchen!



Mit Herz,
Humor und
einem Hauch
Wirtshaus-
Kultur.

A g'miätliche G'schicht zum Schmunnzeln und zum Weitererzählen.

Dieser Biererl is koa wissenschaftliche Abhandlung,
sondern a humorvolle Hommage an den Soachstecka und den Stockbierler –
zwischen Wirtshauslegende, Oktoberfest-Folklore und historischer Rekonstruktion.
Für alle, die Bayern, Bier und a guade G'schicht lieben.

Prost – und bleibts gsund und g'scheit sitzen!

HINWEIS:

Alle Abbildungen sind historische
Nachbauten / KI-Visualisierungen
und keine Originalaufnahmen.

Idee und Umsetzung Tucharli L. Doerr ©

Mehr g'miätliche G'schichten:
www.soachstecka-verleih.de

ellenwoods



4 260123 436789



XII. Die Frauen, die alles gesehen haben

Wenn man herausfinden wollte, ob es Stockbiesler wirklich gab, müsste man wahrscheinlich nicht die Männer befragen, die am Tisch saßen. Man müsste die Frau finden, die ihnen das Bier brachte.

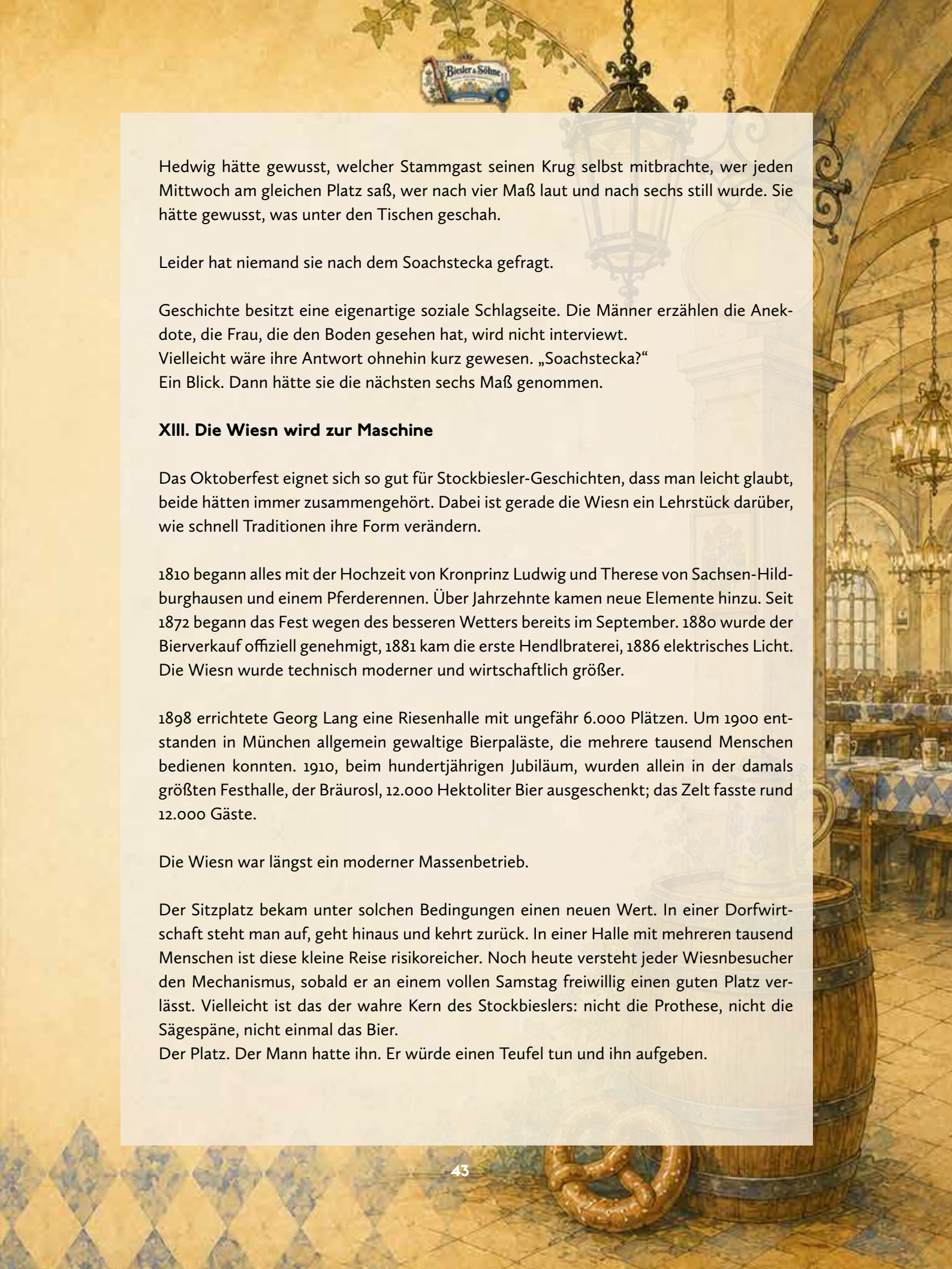
Die Münchner Bierkellnerin war längst vor 1900 eine eigene kulturelle Figur. Eine Lithographie um 1850 zeigt bereits die „Münchner Tracht – Kellnerin“. Auf dem Oktoberfest von 1898 waren die Bedienungen so charakteristisch, dass eine Xylographie sechs verschiedene „Kellnerinnen-Typen“ der einzelnen Bierbetriebe darstellte. 1921 fotografierte Philipp Kester eine Wiesn-Kellnerin in Alt-Münchner Tracht mit zwölf Maßkrügen. Ein gefüllter Maßkrug wiegt mehr als zwei Kilogramm. Die Frau hatte also eine Last von deutlich mehr als zwanzig Kilogramm vor sich.

Die romantische Darstellung der Kellnerin als immer heitere, kräftige bayerische Erscheinung verdeckte harte Arbeitsbedingungen. Forschung zur Münchner Gastwirtschaft nennt Niedriglöhne, Putzgeld und Arbeitszeiten bis zu fünfzehn Stunden; zeitgenössische und spätere Darstellungen zeigen, wie stark die Werbung aus der arbeitenden Frau eine männliche Wunschfigur machte. Um 1900 organisierten sich Münchner Kellnerinnen sogar in einer eigenen Interessenvertretung.

Besonders schön ist die Geschichte der Schützenliesl. Coletta Möritz, eine junge Bierbedienung, stand Friedrich August von Kaulbach Modell. Das Motiv wurde beim Deutschen Bundesschießen 1881 in München berühmt; die freizügig-fröhliche Kellnerin mit mehreren Maßkrügen wurde zur Werbeikone. Möritz arbeitete während der Veranstaltung selbst im Zelt, später wurde sie Gastronomin. Aus einer wirklichen arbeitenden Frau entstand eine Figur, die bis heute zur bayerischen Bildwelt gehört.

Und dann ist da Hedwig.

1925 berichtete eine Zeitung über eine langjährige Hofbräuhauskellnerin dieses Namens. Dreißig Dienstjahre wurden gefeiert. Stammgäste und Pächter ließen Musik spielen, stellten Blumen, Wein, Kuchen und Konfekt auf, tanzten mit der Jubilarin und gewährten ihr anschließend freies Essen und Bier sowie eine kleine Rente. Die überlieferte Meldung enthält widersprüchliche Altersangaben – ein gutes Beispiel dafür, warum man selbst bei charmanten historischen Zeitungsfundstücken nicht alles ungeprüft übernehmen sollte. Die dreißig Dienstjahre sind jedoch das Entscheidende. Eine solche Frau hatte das Hofbräuhaus über Generationen gesehen.



Hedwig hätte gewusst, welcher Stammgast seinen Krug selbst mitbrachte, wer jeden Mittwoch am gleichen Platz saß, wer nach vier Maß laut und nach sechs still wurde. Sie hätte gewusst, was unter den Tischen geschah.

Leider hat niemand sie nach dem Soachstecka gefragt.

Geschichte besitzt eine eigenartige soziale Schlagseite. Die Männer erzählen die Anekdote, die Frau, die den Boden gesehen hat, wird nicht interviewt.

Vielleicht wäre ihre Antwort ohnehin kurz gewesen. „Soachstecka?“

Ein Blick. Dann hätte sie die nächsten sechs Maß genommen.

XIII. Die Wiesn wird zur Maschine

Das Oktoberfest eignet sich so gut für Stockbiesler-Geschichten, dass man leicht glaubt, beide hätten immer zusammengehört. Dabei ist gerade die Wiesn ein Lehrstück darüber, wie schnell Traditionen ihre Form verändern.

1810 begann alles mit der Hochzeit von Kronprinz Ludwig und Therese von Sachsen-Hildburghausen und einem Pferderennen. Über Jahrzehnte kamen neue Elemente hinzu. Seit 1872 begann das Fest wegen des besseren Wetters bereits im September. 1880 wurde der Bierverkauf offiziell genehmigt, 1881 kam die erste Hendlbraterei, 1886 elektrisches Licht. Die Wiesn wurde technisch moderner und wirtschaftlich größer.

1898 errichtete Georg Lang eine Riesenhalle mit ungefähr 6.000 Plätzen. Um 1900 entstanden in München allgemein gewaltige Bierpaläste, die mehrere tausend Menschen bedienen konnten. 1910, beim hundertjährigen Jubiläum, wurden allein in der damals größten Festhalle, der Bräurosl, 12.000 Hektoliter Bier ausgeschenkt; das Zelt fasste rund 12.000 Gäste.

Die Wiesn war längst ein moderner Massenbetrieb.

Der Sitzplatz bekam unter solchen Bedingungen einen neuen Wert. In einer Dorfwirtschaft steht man auf, geht hinaus und kehrt zurück. In einer Halle mit mehreren tausend Menschen ist diese kleine Reise risikoreicher. Noch heute versteht jeder Wiesnbesucher den Mechanismus, sobald er an einem vollen Samstag freiwillig einen guten Platz verlässt. Vielleicht ist das der wahre Kern des Stockbieslers: nicht die Prothese, nicht die Sägespäne, nicht einmal das Bier.

Der Platz. Der Mann hatte ihn. Er würde einen Teufel tun und ihn aufgeben.



XIV. 1920 – das falsche Jahr, das wir behalten sollten

Auf unserem ersten historischen Plakat stand „Oktoberfest München 1920“. Es sah vollkommen richtig aus.

Es war falsch. 1914 bis 1918 fiel das Oktoberfest wegen des Ersten Weltkriegs aus. 1919 und 1920 fanden lediglich kleinere Herbstfeste statt. 1923 und 1924 verhinderte die wirtschaftliche Not erneut ein reguläres Oktoberfest.

Ein schwächeres Dossier würde deshalb einfach „1920“ durch „1910“ ersetzen. Das wäre schade.

Denn gerade 1920 führt tiefer in München hinein. Die Monarchie war verschwunden. Kurt Eisner hatte 1918 den Freistaat ausgerufen und war 1919 ermordet worden. Die Räterepublik und ihre gewaltsame Niederschlagung lagen kaum ein Jahr zurück. Politische Radikalisierung prägte die Stadt. Am 24. Februar 1920 trat Adolf Hitler im Hofbräuhaus vor rund 2.000 Menschen auf; dort wurde das 25-Punkte-Programm präsentiert und die Deutsche Arbeiterpartei trat fortan unter dem Namen NSDAP auf.

Das Hofbräuhaus war also nie nur die heitere Kulisse bayerischer Gemütlichkeit. Es war ein wirklicher öffentlicher Raum und damit auch ein politischer. Man kann sich einen Stammtisch des Jahres 1920 vorstellen, ohne vorzugeben, eine konkrete Szene zu kennen. Das Königreich ist fort. Eine Revolution ist gescheitert. Parteien bekämpfen sich. Viele Männer haben Krieg und Front erlebt. Geld und Ordnung werden unsicher.

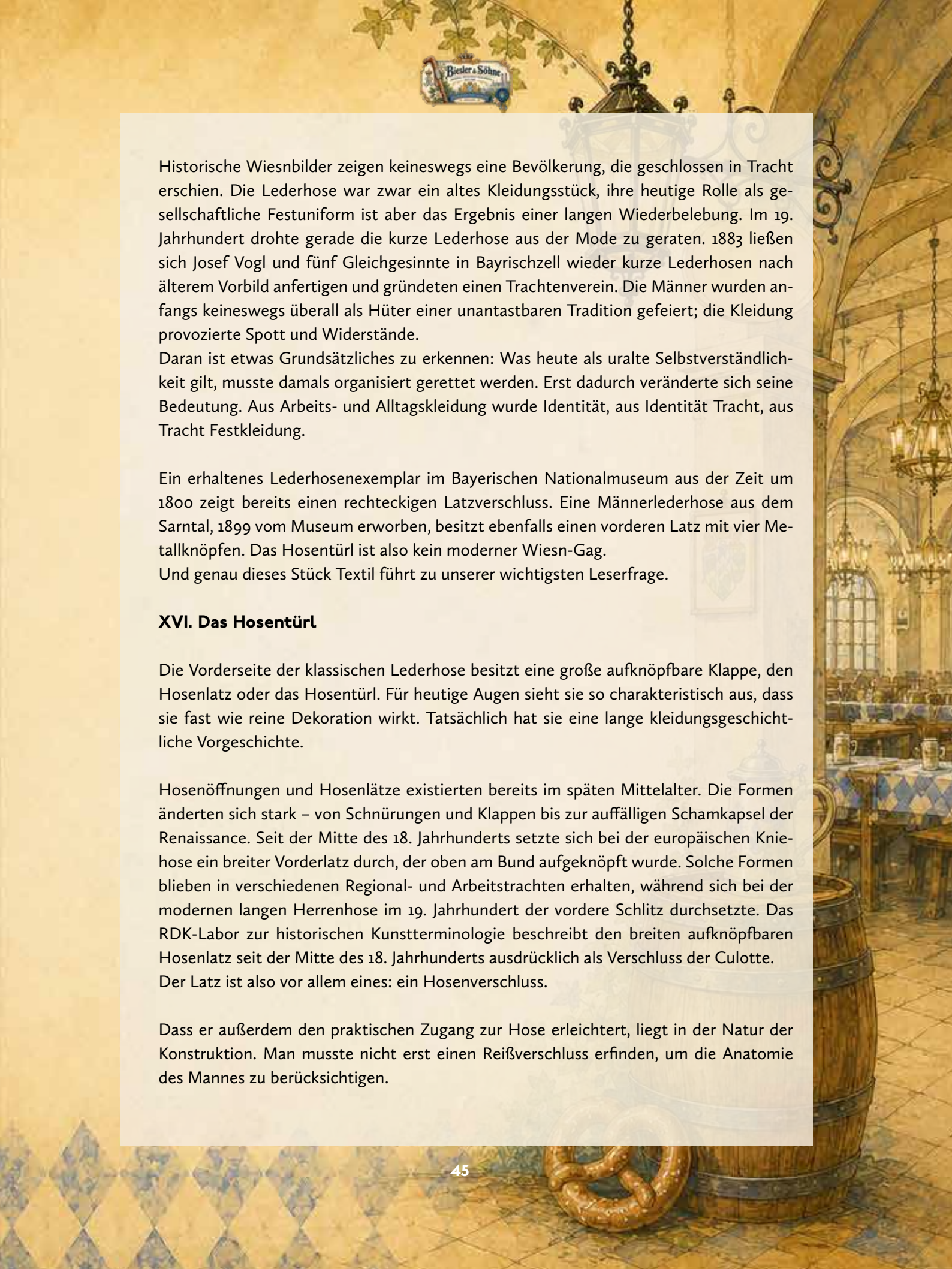
Und trotzdem steht am Abend eine Maß auf dem Tisch.

Das ist die andere Macht des Wirtshauses. Es stellt eine kleine Kontinuität her, wenn draußen wenig kontinuierlich ist. Der Tisch steht noch. Die Bedienung kommt. Einer schimpft auf die Regierung, ein anderer auf die Preise, ein dritter schon aus Gewohnheit. Der alte Mann sitzt. Vielleicht erklärt das mehr über München als jedes Postkartenmotiv.

XV. Die Lederhose, die schon einmal gerettet werden musste

Kein Stockbriesler unserer Bilder kommt ohne Lederhose aus. Der heutige Betrachter nimmt diese Kombination sofort für historisch korrekt. Alter Mann, Bayern, Bier, Lederhose – was sollte er sonst tragen?

Einen Anzug, zum Beispiel.



Historische Wiesnbilder zeigen keineswegs eine Bevölkerung, die geschlossen in Tracht erschien. Die Lederhose war zwar ein altes Kleidungsstück, ihre heutige Rolle als gesellschaftliche Festuniform ist aber das Ergebnis einer langen Wiederbelebung. Im 19. Jahrhundert drohte gerade die kurze Lederhose aus der Mode zu geraten. 1883 ließen sich Josef Vogl und fünf Gleichgesinnte in Bayrischzell wieder kurze Lederhosen nach älterem Vorbild anfertigen und gründeten einen Trachtenverein. Die Männer wurden anfangs keineswegs überall als Hüter einer unantastbaren Tradition gefeiert; die Kleidung provozierte Spott und Widerstände.

Daran ist etwas Grundsätzliches zu erkennen: Was heute als uralte Selbstverständlichkeit gilt, musste damals organisiert gerettet werden. Erst dadurch veränderte sich seine Bedeutung. Aus Arbeits- und Alltagskleidung wurde Identität, aus Identität Tracht, aus Tracht Festkleidung.

Ein erhaltenes Lederhosenexemplar im Bayerischen Nationalmuseum aus der Zeit um 1800 zeigt bereits einen rechteckigen Latzverschluss. Eine Männerlederhose aus dem Sarntal, 1899 vom Museum erworben, besitzt ebenfalls einen vorderen Latz mit vier Metallknöpfen. Das Hosentürl ist also kein moderner Wiesn-Gag.

Und genau dieses Stück Textil führt zu unserer wichtigsten Leserfrage.

XVI. Das Hosentürl

Die Vorderseite der klassischen Lederhose besitzt eine große aufknöpfbare Klappe, den Hosenlatz oder das Hosentürl. Für heutige Augen sieht sie so charakteristisch aus, dass sie fast wie reine Dekoration wirkt. Tatsächlich hat sie eine lange kleidungsgeschichtliche Vorgeschichte.

Hosenöffnungen und Hosenlätze existierten bereits im späten Mittelalter. Die Formen änderten sich stark – von Schnürungen und Klappen bis zur auffälligen Schamkapsel der Renaissance. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich bei der europäischen Kniehose ein breiter Vorderlatz durch, der oben am Bund aufgeknöpft wurde. Solche Formen blieben in verschiedenen Regional- und Arbeitstrachten erhalten, während sich bei der modernen langen Herrenhose im 19. Jahrhundert der vordere Schlitz durchsetzte. Das RDK-Labor zur historischen Kunstterminologie beschreibt den breiten aufknöpfbaren Hosenlatz seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ausdrücklich als Verschluss der Culotte. Der Latz ist also vor allem eines: ein Hosenverschluss.

Dass er außerdem den praktischen Zugang zur Hose erleichtert, liegt in der Natur der Konstruktion. Man musste nicht erst einen Reißverschluss erfinden, um die Anatomie des Mannes zu berücksichtigen.



Die Stockbiesler-Legende erhält dadurch ein Detail, das beinahe zu gut passt. Der Mann besitzt einen Stock. Seine Hose besitzt vorne eine aufklappbare Öffnung. Der Rest der technischen Phantasie darf an dieser Stelle dem Leser überlassen bleiben.

Das große Hosentürl-Rätsel

Warum besitzt die klassische Lederhose vorne einen aufknöpfbaren Latz?

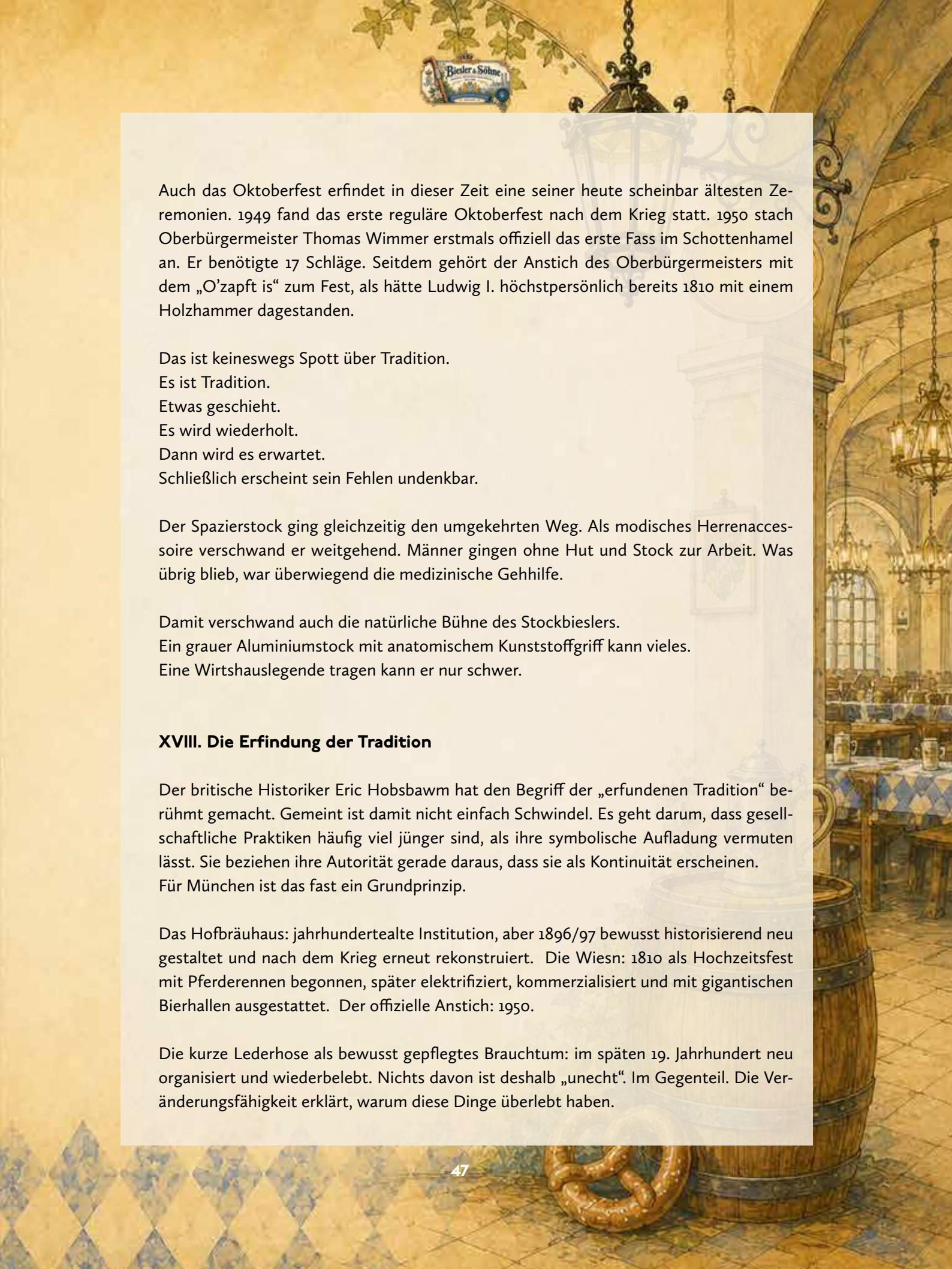
- A Damit beim Schuhplatteln das Hemd nicht aus der Hose rutscht.
- B Weil darin ursprünglich Geld, Tabak und Hausschlüssel aufbewahrt wurden.
- C Weil die aufknöpfbare Vorderklappe eine historische Form des Hosenverschlusses ist, die sich unter anderem bei Leder- und Zunftosen erhalten hat.
- D Damit das Leder beim langen Sitzen auf der Bierbank keine Falten bekommt.

Die richtige Antwort bzw. den Buchstaben auf eine Postkarte schreiben und an: Bisselkönig 2026, Postfach 4021 schicken. Unter allen richtigen Einsendungen wird der Bisselkönig 2026 ermittelt und er bekommt den Bisselstecker 2026.

XVII. Nach dem Krieg – als München zu „Munich“ wurde

Der Zweite Weltkrieg zerstörte einen großen Teil jenes München, das sich zuvor so sorgfältig ein historisches Gesicht gegeben hatte. Auch das Hofbräuhaus wurde schwer getroffen. Bis auf wesentliche Teile der Schwemme lag der Komplex nach den Luftangriffen weitgehend in Trümmern; erst 1958, zur 800-Jahr-Feier Münchens, war der Wiederaufbau abgeschlossen. Das „alte Hofbräuhaus“ wurde damit innerhalb von gut sechzig Jahren zum zweiten Mal hergestellt.

Nach dem Krieg begann zugleich die internationale Karriere des bayerischen München. Amerikanische Soldaten, Wirtschaftswunder, wachsender Tourismus und später der Flugverkehr machten aus regionalen Symbolen globale Marken. Bierkrug, Lederhose, Dirndl, Blasmusik und Hofbräuhaus ließen sich von Tokio bis Texas verstehen, ohne dass man die Geschichte dahinter kennen musste.



Auch das Oktoberfest erfindet in dieser Zeit eine seiner heute scheinbar ältesten Zeremonien. 1949 fand das erste reguläre Oktoberfest nach dem Krieg statt. 1950 stach Oberbürgermeister Thomas Wimmer erstmals offiziell das erste Fass im Schottenhamel an. Er benötigte 17 Schläge. Seitdem gehört der Anstich des Oberbürgermeisters mit dem „O'zapft is“ zum Fest, als hätte Ludwig I. höchstpersönlich bereits 1810 mit einem Holzhammer dagestanden.

Das ist keineswegs Spott über Tradition.
Es ist Tradition.
Etwas geschieht.
Es wird wiederholt.
Dann wird es erwartet.
Schließlich erscheint sein Fehlen undenkbar.

Der Spazierstock ging gleichzeitig den umgekehrten Weg. Als modisches Herrenaccessoire verschwand er weitgehend. Männer gingen ohne Hut und Stock zur Arbeit. Was übrig blieb, war überwiegend die medizinische Gehhilfe.

Damit verschwand auch die natürliche Bühne des Stockbieslers.
Ein grauer Aluminiumstock mit anatomischem Kunststoffgriff kann vieles.
Eine Wirtshauslegende tragen kann er nur schwer.

XVIII. Die Erfindung der Tradition

Der britische Historiker Eric Hobsbawm hat den Begriff der „erfundenen Tradition“ berühmt gemacht. Gemeint ist damit nicht einfach Schwindel. Es geht darum, dass gesellschaftliche Praktiken häufig viel jünger sind, als ihre symbolische Aufladung vermuten lässt. Sie beziehen ihre Autorität gerade daraus, dass sie als Kontinuität erscheinen. Für München ist das fast ein Grundprinzip.

Das Hofbräuhaus: jahrhundertealte Institution, aber 1896/97 bewusst historisierend neu gestaltet und nach dem Krieg erneut rekonstruiert. Die Wiesn: 1810 als Hochzeitsfest mit Pferderennen begonnen, später elektrifiziert, kommerzialisiert und mit gigantischen Bierhallen ausgestattet. Der offizielle Anstich: 1950.

Die kurze Lederhose als bewusst gepflegtes Brauchtum: im späten 19. Jahrhundert neu organisiert und wiederbelebt. Nichts davon ist deshalb „unecht“. Im Gegenteil. Die Veränderungsfähigkeit erklärt, warum diese Dinge überlebt haben.



Der Stockbiesler könnte in diese Reihe gehören, allerdings in einer unsichereren Kategorie. Wir haben ein spätes Wort, eine ältere Wirtshauswelt, passende Gegenstände, extreme Trinkmengen, knappe Plätze, historische Körperlichkeit und eine oral weitergegebene Anekdote. Was uns fehlt, ist die Brücke, die alle Teile lückenlos verbindet. Eine schlechte Redaktion würde diese Brücke erfinden. Eine gute macht die Lücke zum Thema.

Denn hier kann man beim Entstehen von Tradition beinahe zusehen. Ein Mann soll etwas getan haben. Viele erzählen es. Irgendwann erhält die Figur einen Namen. Später bekommt sie ein Bild. Dann stellt jemand die Frage, seit wann es diese „Tradition“ eigentlich gebe.

Und wenn niemand mehr genau weiß, wann sie begonnen hat, befindet sie sich bereits auf dem besten Weg.

XIX. Der Stockbiesler 2026

Daraus ergibt sich eine ungewöhnliche Konsequenz. Es wäre geradezu töricht, heute einen „Stockbiesler-Verein seit 1920“ zu erfinden und anschließend historische Beweise dafür zu simulieren. Das ist nicht Tradition, sondern schlechte Reklame. Viel interessanter wäre die offene Neugründung.

Stockbiesler 2026.

Eine Münchner Wirtshauslegende bekommt einen zweiten Lebenslauf. Geschnitzte Stöcke, jeder anders, nummeriert, manche mit Hirsch, Hund oder Löwe, manche schlicht, manche von jener Übertreibung, die ein Oktoberfesttag gut verträgt. Man leiht einen Stock aus. Nicht weil man ohne ihn nicht gehen könnte, sondern weil er eine Geschichte besitzt.

Im ersten Jahr wäre es eine Idee.

Im zweiten Jahr gäbe es Wiederholungstäter.

Im dritten Jahr würde einer seinen Lieblingsstock verlangen.

Im fünften Jahr gäbe es vermutlich einen Streit darüber, ob die neuen Griffe noch „wirklich Stockbiesler“ seien.

Im zehnten Jahr käme der erste Mann mit seinem Sohn.

Im zwanzigsten würde irgendein Magazin beklagen, dass die Jugend den Sinn dieses uralten Münchner Brauchs nicht mehr verstehe.

Dann wäre das Experiment gelungen.

Nicht weil man Geschichte gefälscht hätte.

Sondern weil man gezeigt hätte, wie Geschichte gemacht wird.

XX. Die kleine Chronik des Stockbieslers – und der Welt um ihn herum

1589 gründet Herzog Wilhelm V. die Hofbrauerei. 1607 zieht der Braubetrieb an den Platzl. 1828 öffnet Ludwig I. den Ausschank des Hofbräuhauses für die Bevölkerung. 1854 erschüttert die Cholera München und beschleunigt die Beschäftigung mit Hygiene, Trinkwasser und Entwässerung. 1859 beschreibt Albert Henrich das alte Hofbräuhaus als feucht, rauchig, überfüllt und von enormer Trinkfreude geprägt; einzelne Gäste lassen ihre Krüge zehn-, zwölf- oder vierzehnmal füllen. 1874 verzeichnet das Münchner Adressbuch mit Georg Stöckl und Johann Ziehr tatsächlich zwei Stockmacher. 1883 beginnt die organisierte Wiederbelebung der kurzen Lederhose in Bayrischzell. 1886 erhält die Wiesn elektrisches Licht. 1890 wird in München die Schwemmkanalisation offiziell eingeführt. 1896/97 entsteht aus dem alten Brauhaus am Platzl Max Littmanns historisierender Bierpalast. 1898 eröffnet Georg Lang seine gewaltige Wiesnhalle; gleichzeitig erscheinen bereits Darstellungen verschiedener Kellnerinnen-Typen. 1900 gibt es in München und Umgebung eine zunehmende Zahl kommunaler Bedürfnisanstalten; ein Pissoir vom Karlsplatz aus diesem Jahr ist noch als Denkmal überliefert. 1906 sind zahlreiche große öffentliche Bedürfnisanstalten und kleinere Pissoirs dokumentiert. 1909 entsteht die Anlage an der Ottostraße mit zwölf Urinalständen. 1914 bis 1918 fällt das Oktoberfest aus. 1919 und 1920 gibt es nur kleinere Herbstfeste.

1920 wird das Hofbräuhaus politische Bühne für das 25-Punkte-Programm der NSDAP. 1921 fotografiert Philipp Kester eine Wiesn-Kellnerin mit zwölf Maß. 1923/24 fällt das Oktoberfest erneut aus. 1945 ist ein großer Teil des Hofbräuhauses zerstört. 1949 findet das erste reguläre Nachkriegs-Oktoberfest statt. 1950 begründet Thomas Wimmer den offiziellen Fassanstich. 1958 ist der Wiederaufbau des Hofbräuhauses abgeschlossen. 2002 taucht in einer digital zugänglichen Diskussion der „Soachstecka“ als angeblich alte bayerische Einrichtung auf. 2019 erscheint bei Karl-Heinz Hummel der gedruckte „Stockbiesler“. 2026 beginnt, wenn man so will, die Geschichte noch einmal.

XXI. Belegt, plausibel, Legende

Was wir belegen können

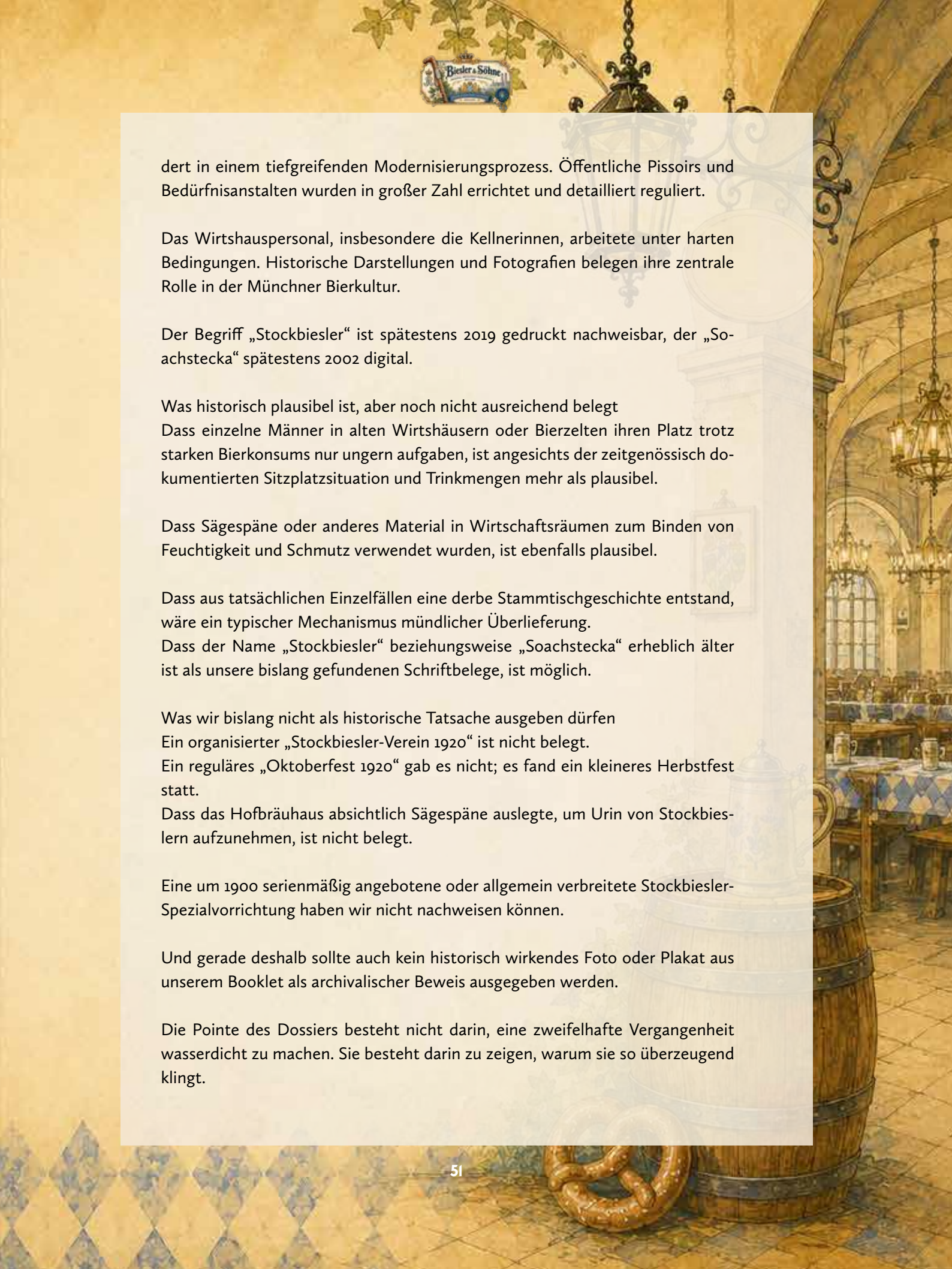
Das Hofbräuhaus war bereits im 19. Jahrhundert ein ungewöhnlich stark frequentierter Ort mit treuen Stammgästen und extremem Bierkonsum. Ein Augenzeuge beschreibt 1859 knappe Plätze, feuchte und rauchige Räume sowie Gäste, die sehr große Mengen Bier tranken.



Spazier- und Gehstöcke gehörten zur männlichen Alltags- und Modekultur; in München arbeiteten nachweislich Stockmacher. Systemstöcke mit verborgenen Flaschen, Klingen und anderen Funktionen existierten tatsächlich.

Münchens Sanitärinfrastruktur befand sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhun-





dert in einem tiefgreifenden Modernisierungsprozess. Öffentliche Pissoirs und Bedürfnisanstalten wurden in großer Zahl errichtet und detailliert reguliert.

Das Wirtshauspersonal, insbesondere die Kellnerinnen, arbeitete unter harten Bedingungen. Historische Darstellungen und Fotografien belegen ihre zentrale Rolle in der Münchner Bierkultur.

Der Begriff „Stockbiesler“ ist spätestens 2019 gedruckt nachweisbar, der „Soachstecka“ spätestens 2002 digital.

Was historisch plausibel ist, aber noch nicht ausreichend belegt
Dass einzelne Männer in alten Wirtshäusern oder Bierzelten ihren Platz trotz starken Bierkonsums nur ungern aufgaben, ist angesichts der zeitgenössisch dokumentierten Sitzplatzsituation und Trinkmengen mehr als plausibel.

Dass Sägespäne oder anderes Material in Wirtschaftsräumen zum Binden von Feuchtigkeit und Schmutz verwendet wurden, ist ebenfalls plausibel.

Dass aus tatsächlichen Einzelfällen eine derbe Stammtischgeschichte entstand, wäre ein typischer Mechanismus mündlicher Überlieferung.
Dass der Name „Stockbiesler“ beziehungsweise „Soachstecka“ erheblich älter ist als unsere bislang gefundenen Schriftbelege, ist möglich.

Was wir bislang nicht als historische Tatsache ausgeben dürfen
Ein organisierter „Stockbiesler-Verein 1920“ ist nicht belegt.
Ein reguläres „Oktoberfest 1920“ gab es nicht; es fand ein kleineres Herbstfest statt.
Dass das Hofbräuhaus absichtlich Sägespäne auslegte, um Urin von Stockbieslern aufzunehmen, ist nicht belegt.

Eine um 1900 serienmäßig angebotene oder allgemein verbreitete Stockbiesler-Spezialvorrichtung haben wir nicht nachweisen können.

Und gerade deshalb sollte auch kein historisch wirkendes Foto oder Plakat aus unserem Booklet als archivalischer Beweis ausgegeben werden.

Die Pointe des Dossiers besteht nicht darin, eine zweifelhafte Vergangenheit wasserdicht zu machen. Sie besteht darin zu zeigen, warum sie so überzeugend klingt.



Epilog – Der letzte Tisch

Nun ist das Hofbräuhaus fast leer. Der Stock lehnt noch immer an der Bank. Daneben steht die Maß, in der ein kleiner Rest Bier geblieben ist.

Vielleicht hat sein Besitzer tatsächlich dort gesessen. Vielleicht saß er im Augustiner. Vielleicht auf der Wiesen. Vielleicht hat es diesen einen Mann nie gegeben, weil die Figur aus zehn Männern entstanden ist, die alle ein bisschen anders waren.

Irgendwann erzählt einer die Geschichte.

„Früher“, beginnt er.

Das ist immer ein gutes Wort. „Früher“ besitzt in München einen zeitlichen Spielraum, den ein Historiker niemals akzeptieren würde. Es kann 1965 meinen, 1920 oder die Regierungszeit Ludwigs II. Je nachdem, wie alt der Erzähler ist und wie viele Maß bereits auf dem Tisch stehen. Der nächste weiß ein Detail mehr.

Es seien alte Männer gewesen. Der dritte kennt den Stock. Der vierte bringt die Sägespäne hinein. Einer sagt, sein Großvater habe noch einen gekannt. Ein anderer behauptet, die hätten nach zehn Maß überhaupt nicht mehr aufstehen müssen. Jemand lacht. Jemand zweifelt. Jemand bestellt eine neue Runde.

Dann vergeht Zeit. Aus dem Mann werden „die Stockbiesler“. Aus einer Anekdote wird ein Begriff. Aus dem Begriff wird eine Erinnerung. Eines Tages steht die Geschichte in einem Buch. Danach bekommt sie Bilder. Und schließlich fragt jemand, warum diese wunderbare alte Münchner Tradition eigentlich fast vergessen worden sei.

Vielleicht ist das der Moment, in dem sie endgültig entstanden ist.

Das Hofbräuhaus hat inzwischen geschlossen. Eine Bedienung sieht den Stock, nimmt ihn und stellt ihn zu den Fundsachen.

Morgen kommt sein Besitzer wieder.

Natürlich kommt er wieder.

Er hat schließlich seinen Platz hier.

EXKURS

Der Stockbiesler

Eine kleine Münchner Kulturgeschichte des Sitzenbleibens

Es gibt Erfindungen, die verändern die Welt. Das Rad. Die Dampfmaschine. Das Telefon. Und dann gibt es Erfindungen, deren Wirkungskreis kleiner ist, deren praktische Genialität aber deshalb nicht geringer sein muss. Der Stockbiesler gehört zweifellos zur zweiten Kategorie.

Man stelle sich einen Münchner Wirtshaustisch vor, irgendwann in jener Zeit, als eine Maß noch nicht fotografiert, sondern getrunken wurde. Die Bank ist hart, der Tisch schwer, die Luft dick von Tabak, Stimmen und dem Geruch nach Bier. Einer sitzt schon länger dort. Vielleicht seit Mittag, vielleicht erst seit drei Maß. Bei solchen Geschichten sollte man mit Zahlen vorsichtig sein. Nach der sechsten Maß wird aus Erinnerung Überlieferung, nach der achten Legende und nach der zehnten bayerisches Kulturgut.

Der Mann jedenfalls steht nicht auf.

Die anderen kommen und gehen. Einer muss hinaus, ein anderer sucht das „Häusl“, ein Dritter verschwindet für einige Minuten und kehrt mit jener Erleichterung zurück, die nur Menschen kennen, die vorher zu lange sitzen geblieben sind. Nur der Alte bleibt. Vor ihm steht seine Maß. Neben ihm lehnt ein einfacher Gehstock an der Bank.

„Du, Sepp“, könnte einer fragen, „musst du eigentlich nie?“

Der Sepp hebt vielleicht nur die Augenbrauen.

Warum sollte er? Denn dieser Stock hat zwei Aufgaben.

Für die erste braucht man keine Erklärung. Wenn der Wirt endlich zusammenräumt, die Beine schwer geworden sind und das Pflaster draußen eine unerwartete Neigung entwickelt, hilft der Stock seinem Besitzer auf dem Heimweg.

Die zweite Aufgabe erfüllt er bereits Stunden vorher.

Der Ausdruck „Stockbiesler“ ist tatsächlich Teil der bayerischen Wirtshausüberlieferung. Karl-Heinz Hummel nahm ihn noch 2019 als eigene Geschichte in seine Sammlung Wirtshausagen zwischen Alpen und Donau auf. Eine überlieferte Erklärung beschreibt ältere Männer, die im Bierzelt ihren Spazierstock zwischen den Beinen platzierten und ihn als



diskrete Führung für das Wasserlassen benutzten, ohne dafür den Tisch verlassen zu müssen.

Man muss diese Technik nicht nachmachen, um ihre Logik zu verstehen.

Der Stock wurde zwischen die Beine gestellt, die Hose so unauffällig geöffnet, wie es der Zustand des Besitzers noch zuließ, und der Rest folgte einem der zuverlässigsten Naturgesetze überhaupt: der Schwerkraft.

Der Gehstock wurde zum Bieslstecken.

Man könnte sagen: eine Art analoges Sanitärsystem ohne Installationserlaubnis.

Heute klingt das reichlich unappetitlich. Das war es vermutlich auch damals. Nur darf man historische Wirtshauskultur nicht mit den Maßstäben moderner Restaurantbewertungen betrachten. Das große Volkswirtshaus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts war keine gastronomische Wellnesszone. Es war sozialer Treffpunkt, Nachrichtenbörse, Geschäftszimmer, Vereinsheim, gelegentlich Heiratsmarkt und ziemlich regelmäßig Ort beträchtlichen Alkoholkonsums. Das Hofbräuhaus am Platzl wurde 1828 für die allgemeine Bewirtung geöffnet; nach dem großen Umbau von 1896/97 entstand die bis heute bekannte Schwemme.

Und gerade diese Schwemme ist für unsere Geschichte interessant.

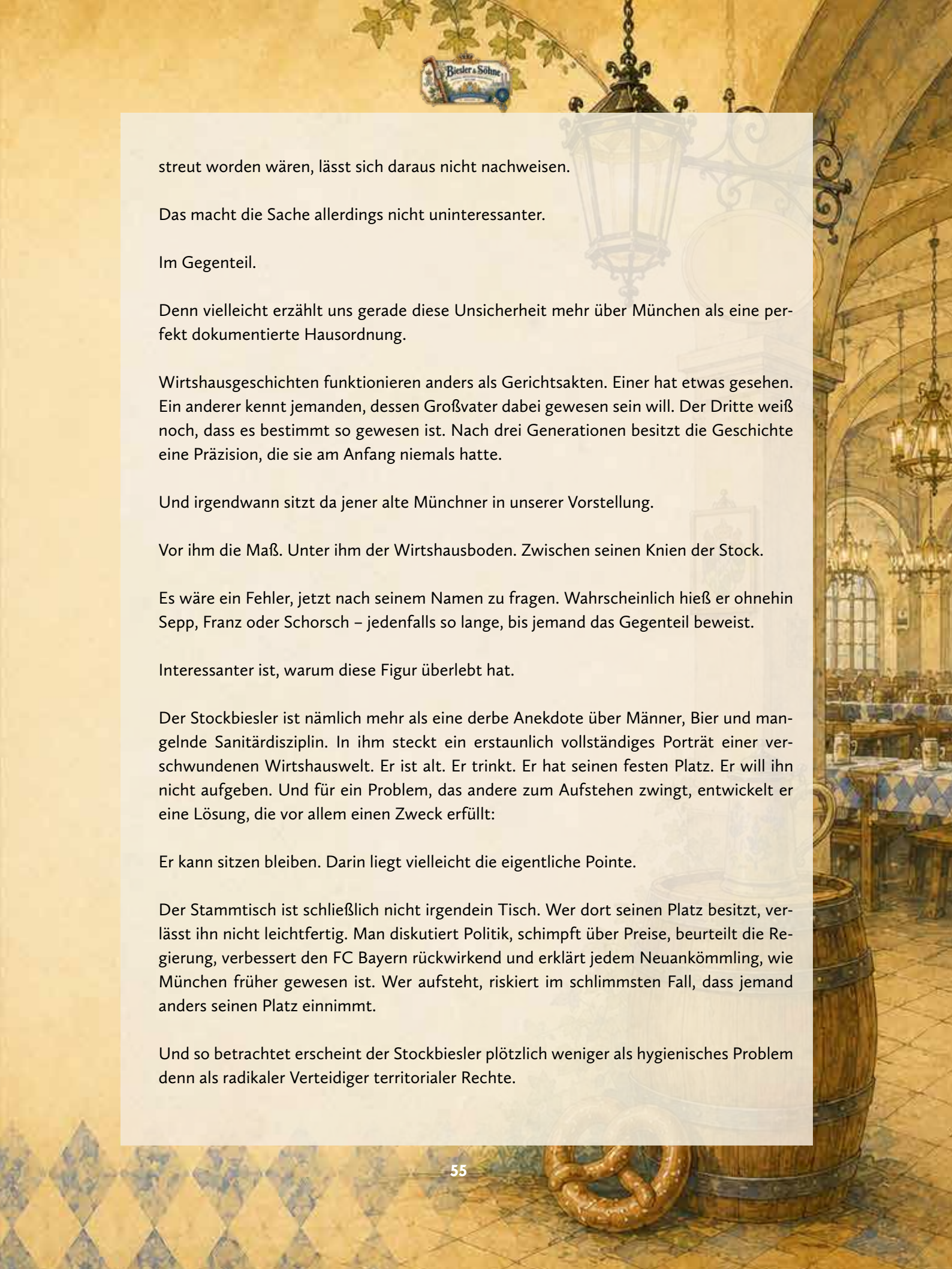
Denn irgendwann beginnt hier der Bereich, in dem Geschichte und Münchner Erinnerung ineinanderlaufen.

Es wird erzählt, im Hofbräuhaus hätten früher Sägespäne auf dem Boden gelegen. Sie hätten verschüttetes Bier aufgenommen, Dreck gebunden – und, so die drastischere Variante der Geschichte, eben auch das, was die Stockbiesler unter den Tischen hinterließen.

Eine großartige Geschichte.

Leider ist eine großartige Geschichte noch kein Archivbeleg.

In den zugänglichen historischen Darstellungen des Hofbräuhauses finden sich zahlreiche Details über Bierpreise, Umbauten, Stammgäste, Maßkrüge und die Geschichte der Schwemme. Eine institutionell belegte Einrichtung namens „Stockbiesler“, eine offizielle Duldung des Verfahrens oder gar Sägespäne, die ausdrücklich zu diesem Zweck ausge-



streut worden wären, lässt sich daraus nicht nachweisen.

Das macht die Sache allerdings nicht uninteressanter.

Im Gegenteil.

Denn vielleicht erzählt uns gerade diese Unsicherheit mehr über München als eine perfekt dokumentierte Hausordnung.

Wirtshausgeschichten funktionieren anders als Gerichtsakten. Einer hat etwas gesehen. Ein anderer kennt jemanden, dessen Großvater dabei gewesen sein will. Der Dritte weiß noch, dass es bestimmt so gewesen ist. Nach drei Generationen besitzt die Geschichte eine Präzision, die sie am Anfang niemals hatte.

Und irgendwann sitzt da jener alte Münchner in unserer Vorstellung.

Vor ihm die Maß. Unter ihm der Wirtshausboden. Zwischen seinen Knien der Stock.

Es wäre ein Fehler, jetzt nach seinem Namen zu fragen. Wahrscheinlich hieß er ohnehin Sepp, Franz oder Schorsch – jedenfalls so lange, bis jemand das Gegenteil beweist.

Interessanter ist, warum diese Figur überlebt hat.

Der Stockbiesler ist nämlich mehr als eine derbe Anekdote über Männer, Bier und mangelnde Sanitärdisziplin. In ihm steckt ein erstaunlich vollständiges Porträt einer verschwundenen Wirtshauswelt. Er ist alt. Er trinkt. Er hat seinen festen Platz. Er will ihn nicht aufgeben. Und für ein Problem, das andere zum Aufstehen zwingt, entwickelt er eine Lösung, die vor allem einen Zweck erfüllt:

Er kann sitzen bleiben. Darin liegt vielleicht die eigentliche Pointe.

Der Stammtisch ist schließlich nicht irgendein Tisch. Wer dort seinen Platz besitzt, verlässt ihn nicht leichtfertig. Man diskutiert Politik, schimpft über Preise, beurteilt die Regierung, verbessert den FC Bayern rückwirkend und erklärt jedem Neuankömmling, wie München früher gewesen ist. Wer aufsteht, riskiert im schlimmsten Fall, dass jemand anders seinen Platz einnimmt.

Und so betrachtet erscheint der Stockbiesler plötzlich weniger als hygienisches Problem denn als radikaler Verteidiger territorialer Rechte.



Sein Platz bleibt sein Platz.

Selbst die Blase hat sich unterzuordnen.

Ob im Hofbräuhaus tatsächlich ganze Generationen alter Herren auf diese Weise ihre Maß austranken, wissen wir nicht. Ob Sägespäne unter den Tischen all das verschwinden ließen, was eine lange Wirtshausnacht hervorbrachte, sollte man ebenfalls eher als Überlieferung denn als gesicherte Tatsache erzählen.

Aber den Stockbiesler als Begriff und Wirtshausfigur gibt es in der bayerischen Erzähltradition tatsächlich.

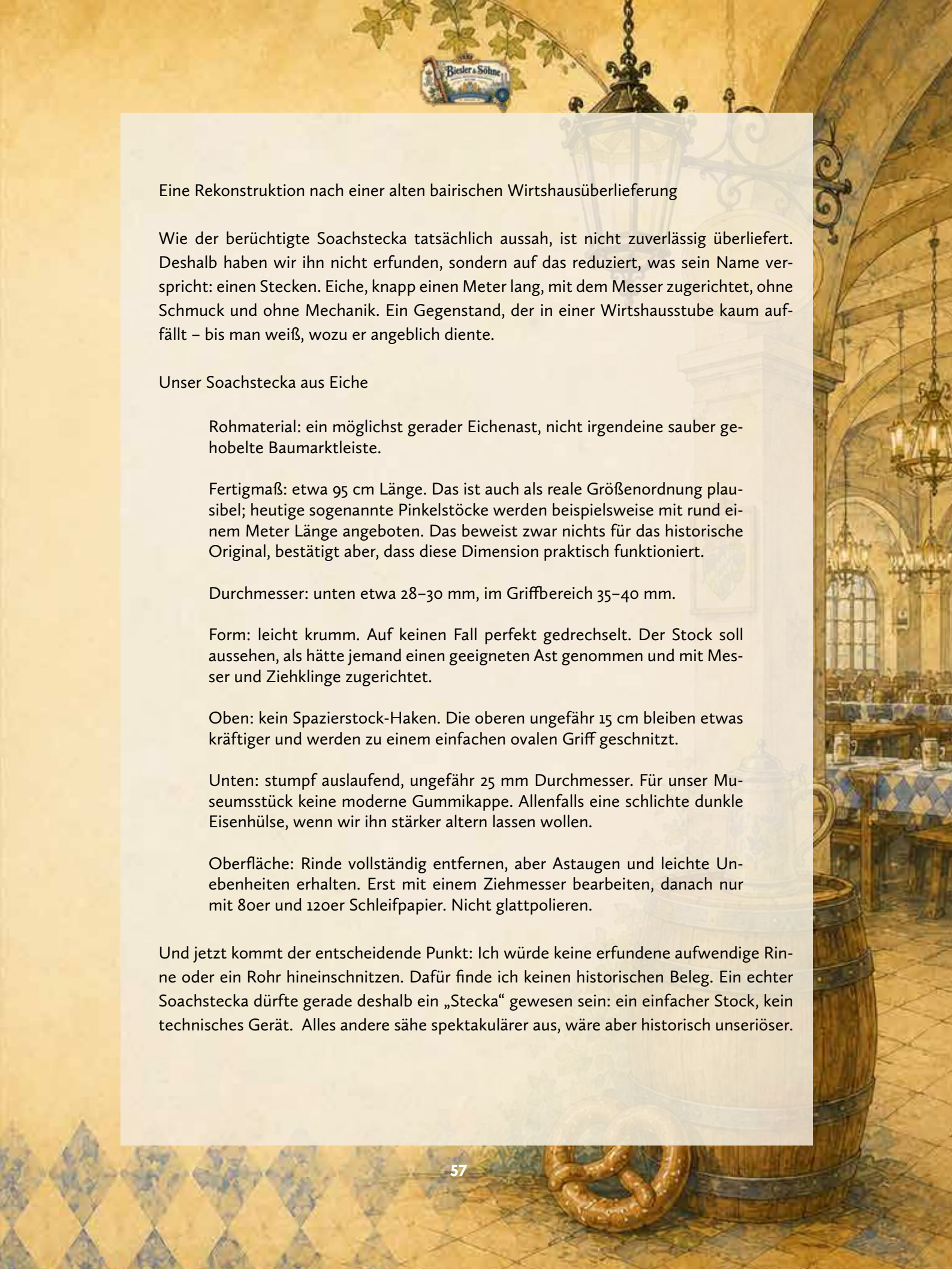
Und vielleicht genügt das.

Denn am Ende ist Erinnerung ohnehin eine merkwürdige Sache. Sie bewahrt selten das Protokoll. Sie bewahrt das Bild.

Ein fast leeres Wirtshaus.

Auf dem Tisch nur noch die Ringe, die schwere Maßkrüge hinterlassen haben.
Auf dem Boden eine leere Maß. An der Bank ein alter Holzstock.

WIR SCHNITZEN UNS EINEN SOACHSTECKA



Eine Rekonstruktion nach einer alten bairischen Wirtshausüberlieferung

Wie der berühmte Soachstecka tatsächlich aussah, ist nicht zuverlässig überliefert. Deshalb haben wir ihn nicht erfunden, sondern auf das reduziert, was sein Name verspricht: einen Stecken. Eiche, knapp einen Meter lang, mit dem Messer zugerichtet, ohne Schmuck und ohne Mechanik. Ein Gegenstand, der in einer Wirtshausstube kaum auffällt – bis man weiß, wozu er angeblich diente.

Unser Soachstecka aus Eiche

Rohmaterial: ein möglichst gerader Eichenast, nicht irgendeine sauber gehobelte Baumarktleiste.

Fertigmaß: etwa 95 cm Länge. Das ist auch als reale Größenordnung plausibel; heutige sogenannte Pinkelstöcke werden beispielsweise mit rund einem Meter Länge angeboten. Das beweist zwar nichts für das historische Original, bestätigt aber, dass diese Dimension praktisch funktioniert.

Durchmesser: unten etwa 28–30 mm, im Griffbereich 35–40 mm.

Form: leicht krumm. Auf keinen Fall perfekt gedrechselt. Der Stock soll aussehen, als hätte jemand einen geeigneten Ast genommen und mit Messer und Ziehklinge zugerichtet.

Oben: kein Spazierstock-Haken. Die oberen ungefähr 15 cm bleiben etwas kräftiger und werden zu einem einfachen ovalen Griff geschnitzt.

Unten: stumpf auslaufend, ungefähr 25 mm Durchmesser. Für unser Museumsstück keine moderne Gummikappe. Allenfalls eine schlichte dunkle Eisenhülse, wenn wir ihn stärker altern lassen wollen.

Oberfläche: Rinde vollständig entfernen, aber Astaugen und leichte Unebenheiten erhalten. Erst mit einem Ziehmesser bearbeiten, danach nur mit 80er und 120er Schleifpapier. Nicht glattpolieren.

Und jetzt kommt der entscheidende Punkt: Ich würde keine erfundene aufwendige Rinne oder ein Rohr hineinschnitzen. Dafür finde ich keinen historischen Beleg. Ein echter Soachstecka dürfte gerade deshalb ein „Stecka“ gewesen sein: ein einfacher Stock, kein technisches Gerät. Alles andere sähe spektakulärer aus, wäre aber historisch unseriöser.



Einen etwa 110 cm langen, 4–5 cm starken Eichenast schneiden.

Rinde abziehen.

Zwei bis vier Wochen langsam und trocken lagern; die Enden zunächst etwas länger lassen.

Auf 95 cm ablängen.

Den Schaft mit Ziehmesser auf ungefähr 30 mm bringen.

Die oberen 15 cm als kräftigen Griff stehen lassen.

Den Griff oval schnitzen, etwa 38 × 32 mm.

Kleine Aststellen nur sauber abschneiden – nicht komplett egalisieren.

Mit 80er, anschließend 120er Papier schleifen.

Eine Mischung aus Leinölfirnis dünn auftragen, einziehen lassen und vollständig abwischen. Nach dem Trocknen wiederholen.

Griff und untere 15 cm anschließend etwas stärker abreiben. Dadurch entsteht ganz natürlich der Eindruck eines lange benutzten Gegenstands.

Keine Schrift, kein Logo, keine Ziererei.

Ich würde sogar eine kleine Besonderheit einbauen: ungefähr 20 cm unterhalb des Griffes eine einzige mit dem Messer geschnittene umlaufende Kerbe. Nicht als historisch belegtes Merkmal, sondern als glaubwürdige Besitzermarkierung. Mehr wäre schon Folklore-Kitsch.

**Aus dem Münchner Geheimarchiv
Wiesn-Tagebücher, die niemals geschrieben wurden**

**Was Ludwig Thoma, Karl Valentin, Liesl Karlstadt, Thomas Mann, Sigi Sommer
und Franz Josef Strauß über den Soachstecka hätten notieren können**

Redaktioneller Hinweis: Sämtliche folgenden Tagebucheinträge sind literarische Fiktion. Es handelt sich weder um historische Zitate noch um Texte aus den Nachlässen der genannten Personen. Auch die geschilderten Begegnungen sind nicht belegt. Der „Stockbiesler“ beziehungsweise „Soachstecka“ ist dagegen als Bestandteil bayerischer Wirtshausüberlieferung bekannt. Das Spiel dieses Exkurses besteht darin, eine alte Münchner Geschichte durch sechs sehr verschiedene Temperamente betrachten zu lassen.

Ludwig Thoma – 24. September 1907

Ich hatte mir vorgenommen, heuer nicht auf die Wiesn zu gehen. Solche Vorsätze haben in München ungefähr die Lebensdauer eines frisch eingeschenkt Bieres. Gegen vier Uhr saß ich also doch in einem Zelt, dessen Luft aus Tabakrauch, gebratenem Fleisch, verschüttetem Bier und jener eigentümlichen Mischung von Fröhlichkeit und Aggression





bestand, die entsteht, wenn ein paar tausend Menschen gleichzeitig davon überzeugt sind, sie hätten einen besonders gemütlichen Nachmittag. An unserem Tisch wurde über Viehpreise gesprochen, über die Regierung geschimpft und über einen Mann aus Rosenheim, der angeblich seiner Schwägerin Geld schuldete. Niemand kannte ihn, aber nach einer Viertelstunde waren sich alle einig, dass er ein Lump sein musste.

Schräg gegenüber saß ein alter Mann. Grauer Schnurrbart, Joppe, Hut, vor sich die Maß, zwischen den Knien ein dunkler Gehstock. Er war bereits da gewesen, als wir kamen, und er saß noch immer dort, nachdem der Viehhändler neben ihm zum dritten Mal verschwunden war. Nach einiger Zeit fiel mir auf, dass dieser Alte überhaupt nicht aufstand. Er trank, redete wenig, betrachtete die Menschen und ließ sich von einer Bedienung Maß um Maß hinstellen. Schließlich fragte ich den Wirt, ob der Mann denn niemals hinausmüsse. Der Wirt sah mich zunächst an, als hätte ich mich nach einer Familienangelegenheit erkundigt, und sagte dann: „Der braucht scho. Aber der steht halt ned auf.“ Als ich offenbar noch immer nicht verstand, deutete er mit dem Kinn auf den Stock.

Es gibt Augenblicke, in denen eine ganze Kultur mit einem einzigen Hinweis verständlich wird. Der Stock stand zwischen den Beinen des Alten, das untere Ende verschwand unter der Bank. Mehr Erklärung war nicht nötig. Der Mann hatte das Problem der menschlichen Blase dadurch gelöst, dass er nicht seinen Körper den Umständen anpasste, sondern die Umstände seinem Körper. Man mag das für unanständig halten. Aber man muss eine gewisse Bewunderung für die Konsequenz aufbringen. Der Preuße hätte wahrscheinlich eine Verordnung erlassen, der Engländer eine Toilette erfunden und der Franzose eine Pause gemacht. Der Bayer nahm einen Stecken und blieb sitzen.

Als wir gegen Abend gingen, saß der Alte noch immer da. Sein Platz war derselbe, seine Haltung dieselbe, nur die Zahl der leeren Krüge hatte sich vermehrt. Ich dachte auf dem Heimweg, dass man den bayerischen Konservatismus vielleicht nie präziser beschreiben könne: Alles darf sich ändern, solange man selber nicht aufstehen muss.

Karl Valentin – ohne Datum

Ich war heute auf der Wiesn, obwohl ich eigentlich nicht hingehen wollte. Wenn man nämlich nicht hingeht, kann man auch nicht wieder heimgehen müssen, und das Heimgehen ist meistens das Unangenehmste am Hingehen. Die Leute sagen immer, sie gehen auf die Wiesn, dabei fahren die meisten mit der Trambahn. Das fängt also schon falsch an. Neben mir saß ein Mann mit einem Stock. Der Mann saß, der Stock stand. Das ist an sich nichts Besonderes, denn wenn der Stock sitzen würde, könnte der Mann ihn schlecht zum Gehen brauchen. Nach zwei Maß fiel mir aber auf, dass der Mann überhaupt nicht

ging. Nach drei Maß fiel mir auf, dass mir schon nach zwei Maß etwas aufgefallen war. Die anderen standen gelegentlich auf und gingen hinaus, aber der Mann blieb sitzen. Ich dachte zuerst, er müsse nicht. Dann dachte ich, vielleicht müsse er doch. Dann dachte ich, dass mich das eigentlich nichts angeht, aber wenn man einmal darüber nachdenkt, geht es einen schwer wieder nichts an.

Der Stock stand zwischen seinen Füßen. Einer am Tisch sagte: „Des is a Soachstecka.“



Damit war die Sache zunächst erklärt und gleichzeitig komplizierter geworden. Denn wenn der Mann einen Soachstecka braucht, muss er zum Soachen nicht gehen. Wenn er aber nicht geht, ist der Gehstock eigentlich kein Gehstock mehr. Er wäre dann ein Stehstock. Nur kann ein Stehstock schlecht Soachstecka heißen, weil das Stehen dabei ja gerade nicht der Zweck ist. Der Zweck ist vielmehr, dass der Mann sitzen bleibt, während der Stock steht. Also müsste es eigentlich Sitzbleibstecka heißen.

Ich erklärte das der Liesl. Sie sagte, ich solle endlich mein Bier trinken. Damit war die wissenschaftliche Untersuchung beendet. Später sah ich den Mann aufstehen und nach

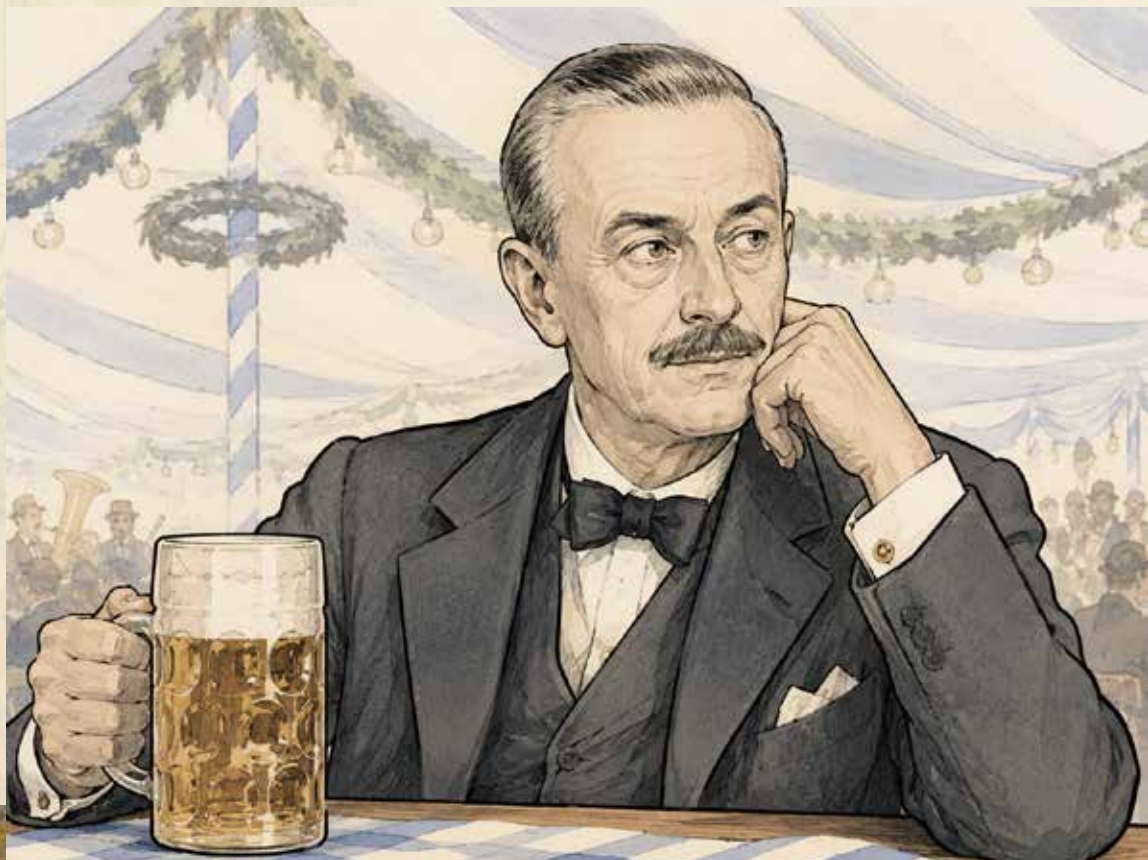


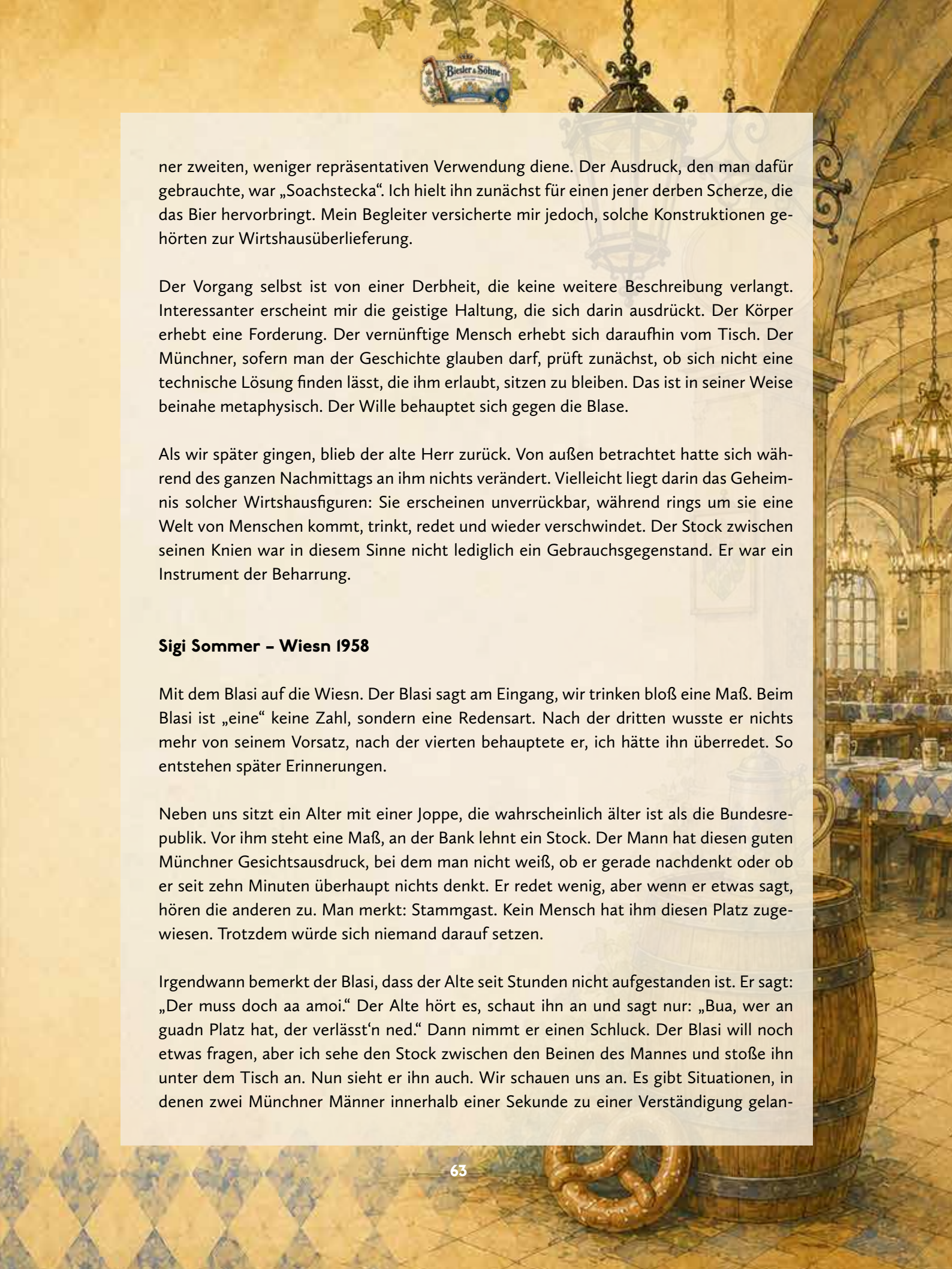
Hause gehen. Da benutzte er denselben Stock wieder als Gehstock. Das fand ich beruhigend. Ein Gegenstand, der am Nachmittag etwas ganz anderes ist als am Abend, hat wenigstens einen geregelten Tagesablauf.

Thomas Mann – 29. September 1910

Das Oktoberfest ist eine jener Einrichtungen, deren bloße Existenz dem Nichtbayern zunächst als Übertreibung erscheinen muss. Eine Stadt errichtet für wenige Wochen eine zweite, provisorische Stadt, deren wesentliche Aufgabe darin besteht, Menschen in großer Zahl unter Dächern zu versammeln, damit sie dort Bier aus Gefäßen trinken, deren Gewicht allein andernorts schon als körperliche Arbeit gelten würde. Es ist lärmend, massiv, von einer fast demonstrativen Körperlichkeit und gerade deshalb nicht ohne Reiz. Man beobachtet hier eine Gesellschaft, die für einige Stunden bereit ist, ihre sonstige Form preiszugeben.

Meine Aufmerksamkeit galt an diesem Nachmittag einem älteren Herrn am Nebentisch. Er saß mit der unbeweglichen Selbstverständlichkeit eines Menschen, der seinen Platz nicht gewählt, sondern geerbt zu haben schien. Zwischen seinen Knien hielt er einen Spazierstock. Nichts an ihm wäre weiter bemerkenswert gewesen, hätte nicht einer unserer Begleiter irgendwann darauf hingewiesen, dass der Stock angeblich ei-





ner zweiten, weniger repräsentativen Verwendung diene. Der Ausdruck, den man dafür gebrauchte, war „Soachstecka“. Ich hielt ihn zunächst für einen jener derben Scherze, die das Bier hervorbringt. Mein Begleiter versicherte mir jedoch, solche Konstruktionen gehörten zur Wirtshausüberlieferung.

Der Vorgang selbst ist von einer Derbheit, die keine weitere Beschreibung verlangt. Interessanter erscheint mir die geistige Haltung, die sich darin ausdrückt. Der Körper erhebt eine Forderung. Der vernünftige Mensch erhebt sich daraufhin vom Tisch. Der Münchner, sofern man der Geschichte glauben darf, prüft zunächst, ob sich nicht eine technische Lösung finden lässt, die ihm erlaubt, sitzen zu bleiben. Das ist in seiner Weise beinahe metaphysisch. Der Wille behauptet sich gegen die Blase.

Als wir später gingen, blieb der alte Herr zurück. Von außen betrachtet hatte sich während des ganzen Nachmittags an ihm nichts verändert. Vielleicht liegt darin das Geheimnis solcher Wirtshausfiguren: Sie erscheinen unverrückbar, während rings um sie eine Welt von Menschen kommt, trinkt, redet und wieder verschwindet. Der Stock zwischen seinen Knien war in diesem Sinne nicht lediglich ein Gebrauchsgegenstand. Er war ein Instrument der Beharrung.

Sigi Sommer – Wiesn 1958

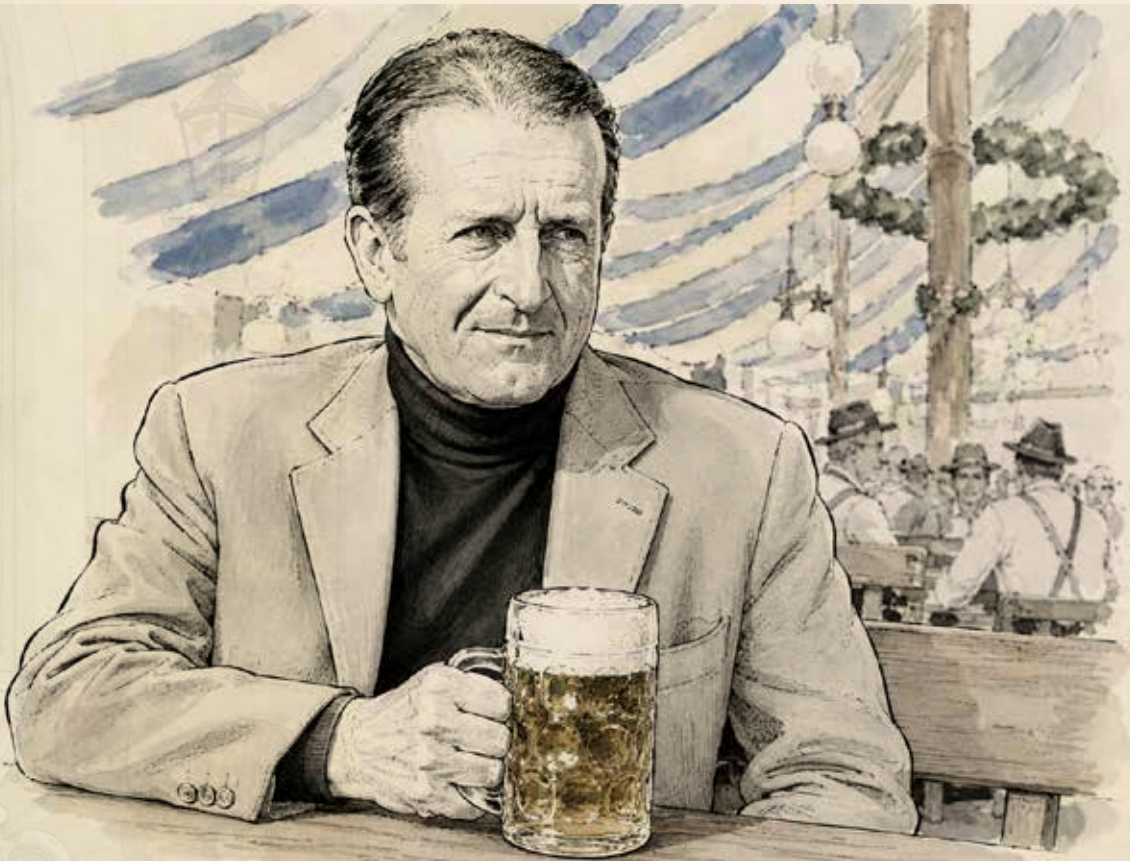
Mit dem Blasi auf die Wiesn. Der Blasi sagt am Eingang, wir trinken bloß eine Maß. Beim Blasi ist „eine“ keine Zahl, sondern eine Redensart. Nach der dritten wusste er nichts mehr von seinem Vorsatz, nach der vierten behauptete er, ich hätte ihn überredet. So entstehen später Erinnerungen.

Neben uns sitzt ein Alter mit einer Joppe, die wahrscheinlich älter ist als die Bundesrepublik. Vor ihm steht eine Maß, an der Bank lehnt ein Stock. Der Mann hat diesen guten Münchner Gesichtsausdruck, bei dem man nicht weiß, ob er gerade nachdenkt oder ob er seit zehn Minuten überhaupt nichts denkt. Er redet wenig, aber wenn er etwas sagt, hören die anderen zu. Man merkt: Stammgast. Kein Mensch hat ihm diesen Platz zugewiesen. Trotzdem würde sich niemand darauf setzen.

Irgendwann bemerkt der Blasi, dass der Alte seit Stunden nicht aufgestanden ist. Er sagt: „Der muss doch aa amoi.“ Der Alte hört es, schaut ihn an und sagt nur: „Bua, wer an guadn Platz hat, der verlässt’n ned.“ Dann nimmt er einen Schluck. Der Blasi will noch etwas fragen, aber ich sehe den Stock zwischen den Beinen des Mannes und stoße ihn unter dem Tisch an. Nun sieht er ihn auch. Wir schauen uns an. Es gibt Situationen, in denen zwei Münchner Männer innerhalb einer Sekunde zu einer Verständigung gelan-

gen, für die andernorts mehrere Ausschusssitzungen nötig wären.

Später erzählt mir einer, man nenne so etwas einen Soachstecka. Früher, sagt er, habe man das öfter gesehen. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Im Wirtshaus werden Erinnerungen mit jedem Erzähler genauer und mit jedem Jahr unwahrscheinlicher. Aber die Geschichte ist so gut, dass sie beinahe wahr sein muss. Der Alte jedenfalls sitzt noch da, als wir gehen. Der Blasi stolpert draußen beinahe über den Randstein. Ich denke mir: Vielleicht hätte er sich auch einen Stock mitnehmen sollen. Allerdings nur für den Heimweg



Franz Josef Strauß – Ende der sechziger Jahre

Das Oktoberfest ist ein hervorragender Ort, um festzustellen, wie wenig der Mensch von politischen Rangordnungen hält, sobald genügend Bier im Spiel ist. Innerhalb weniger Minuten wird aus einem Staatsminister wieder ein Mann, dem irgendein Versicherungsvertreter aus Giesing erklärt, wie die Bundesrepublik zu regieren wäre. Man muss das ertragen können. Zum Ausgleich bekommt man ein Bier.

An einem Nachbartisch sitzt ein älterer Herr mit Gehstock. Jemand erklärt mir, wozu dieser Stock neben seiner ursprünglichen Funktion angeblich noch verwendet werde. Ich halte das zunächst für eine jener Geschichten, die ein Bayer einem Preußen erzählt, um festzustellen, wie viel er ihm zutraut. Aber mehrere Herren bestätigen die Sache mit einer Ernsthaftigkeit, die verdächtig wirkt. Der Stock werde zwischen die Beine gestellt, erklärt einer, damit der Benutzer seinen Platz nicht verlassen müsse.

Unter technischen Gesichtspunkten ist die Konstruktion bemerkenswert einfach. Keine beweglichen Teile, kein Stromanschluss, kaum Wartung, unmittelbar einsatzbereit. Die Entsorgungsfrage würde allerdings nach heutigen Maßstäben jede Genehmigung verhindern. Ich stelle außerdem fest, dass das Verfahren eine eindeutige Priorität setzt: Der Mensch hat sich nicht nach seiner Infrastruktur zu richten; die Infrastruktur hat dafür zu sorgen, dass der Mensch sitzen bleibt. Vielleicht ist das der Grund, warum diese Geschichte so bayerisch klingt. Man begegnet einem Problem nicht unbedingt mit Fortschritt. Manchmal genügt eine robuste Lösung, die seit fünfzig Jahren funktioniert und deshalb schon aus Prinzip nicht verändert werden darf. Würde eine Behörde den Soachstecka heute prüfen, bräuchte man vermutlich sechs Formulare, zwei Sachverständige und eine Verordnung. Danach wäre er doppelt so teuer und würde nicht mehr funktionieren.



Was von solchen Geschichten bleibt

Keiner dieser sechs Einträge existiert. Gerade deshalb erzählen sie etwas über die eigentümliche Mechanik der Münchner Erinnerung. Ludwig Thoma hätte im Soachstecka vermutlich den sturen Bauern und Bürger gesehen, Valentin das logische Problem, Thomas Mann ein kleines kulturphilosophisches Schauspiel, Sigi Sommer seinen ganz gewöhnlichen Münchner und Franz Josef Strauß eine technisch brauchbare Lösung, die von einer Behörde besser nicht entdeckt werden sollte.

Ob der alte Mann mit seinem Stock tatsächlich genau so auf der Wiesen saß, lässt sich nicht mehr feststellen. Vielleicht gab es ihn hundertmal. Vielleicht ist er aus hundert verschiedenen Männern zu einem einzigen geworden. Das ist bei guten Geschichten nicht ungewöhnlich. Die Erinnerung ist schließlich kein Polizeiprotokoll. Sie sortiert aus, verschiebt, übertreibt und lässt am Ende genau jene Einzelheit stehen, die man nicht mehr vergisst.

Und deshalb bleibt von diesem München kein Datum und keine Hausordnung, sondern ein Bild: eine lange Wirtshausbank, eine leere Maß, ein alter Mann und zwischen seinen Knien ein Stock. Rundherum stehen die anderen auf, verschwinden, kommen zurück, wechseln den Platz und irgendwann sogar die Generation. Nur einer bleibt sitzen.

Vielleicht hat es ihn nie gegeben.

Aber dass München ihn erfunden hat, sagt beinahe genauso viel.



SOACHSTOCK

Münchens vergess

EIN STÜCK,
VIELE GESCHICHTEN.

Der Soachstock -
• mehr als ein Stock.
Ein Zeugnis aus Zeiten,
als man im Wirtshaus blieb,
wo man saß.



Buchversion
4,99 €
im
ellenwoods-
Shop



Willkom
bei einem
Münch
Geschic

CK-MUSEUM

ene Wirtshauskultur

men
Stück
ner
hte

Geöffnet
bei jedem
Stammtisch
und für
neugierige
Besucher

Was Sie erwartet:

- Echte Soachstöcke
aus alten Zeiten
- Geschichten, Bilder
und Anekdoten
- Ein Blick auf die
Wirtshauskultur
von damals



TRADITION
verliert man nicht.
Man erinnert sich
wieder daran.

Reinspaziert!
Staunen erlaubt,
Lachen auch.



ÜBUNGSRAUM

Nachbau des Hofbräuhauses
um 1900

*So könnte es früher gewesen sein: Sägespäne auf dem Boden,
lange Holztische und Bänke, Maßkrüge aus Glas,
und ein Soachstecka, der manchen Gang
zur Rinne ersetzte.*



WARUM SÄGESPÄNE?

*Die Späne saugten den Urin
auf und hielten den Boden
trocken. Sie wurden
regelmäßig zusammengekehrt
und erneuert.*



*Unter dem Tisch –
diskret und praktisch.*

*„Zehn Maß und nie aufstehen –
a g'scheiter Münchner brauch an Stecka!“*





DER SOACHSTECKA

Ein einfacher, handgeschnitzter Stock. Unter dem Tisch zwischen den Beinen gehalten, konnte er den Gang zur Rinne ersparen.



Sitz fest –
bleib locker!

SO WAR'S...

Man saß stundenlang, diskutierte, lachte, sang – und der Boden blieb sauber. Der Soachstecka war ein Stück gelebte Wirtshauskultur.



LEDERHOSE- UMKLEIDE

Praktisch, diskret und notwendig

Nach vielen
Maß und deftigen
Schmankerln
brauchte es Platz
und Erleichterung.

Die Lederhose
wurde gelockert
oder ganz
abgelegt –
der Soachstecka
machte es
möglich, ohne
aufzustehen.



WIRTSCHAUS-TIPP:

Ein lockerer G'wand
und ein fester Stecka –
des is die Kunst!

Umkleide

MASSKRUG

Kraft, Technik und

Ein Maßkrug wiegt leer schon
über 1,2 Kilogramm.
Gefüllt sind es schnell
über 2,5 Kilogramm.

Wer da bestehen wollte,
musste Technik haben –
und einen starken Arm.

SO WIRD'S GEMACHT:

1. Krug am Henkel
fest umschließen
2. Daumen auf den
Deckelhebel
3. Ruhe im Arm,
Schwung im Herzen!

STEMMER AUS



Sepp R.
(† 1997)

78 Jahre

Wiesn-Besucher



Xaver
(† 198)

81 Jahre

Wiesn-Bes

Keine Rekorde – nur

Sitzen bleiben. C
Soachstecka – ein St

G-STEMMEN

und ein wenig Stolz



ALTEN TAGEN



M.
(9)
re
ucher

echte Münchner!



Alois B.
(† 2001)
79 Jahre
Wiesn-Besucher

Genießen. Durchhalten.
rück gelebte Wirtshauskultur.

BLASENTRAINING

Eine vergessene Wirtshauskunst

Früher wurde nicht gleich
bei jedem Druck auf die Blase
aufgestanden.

Mit Übung, Disziplin und dem
richtigen Soachstecka konnte
man lernen, länger sitzen zu
bleiben – ganz ohne Stress.

REGEL Nr. 1:

*Ruhig bleiben
und genießen!*



DAS TRAININGSPROGRAMM

- Stufe 1: 3 Maß halten
- Stufe 2: 5 Maß halten
- Stufe 3: Sitzfleisch zeigen
- Stufe 4: Legende werden



TRAINER AUS ALTER ZEIT



Hans
K.
(† 1983)
(1921)
62 Jahre
Wiesn-Besucher
Blasen-Champion





DIE RESTAURIERUNGSWERKSTATT

Hier bekommt Geschichte eine zweite Chance.

Jedes Stück erzählt – manchmal leise, manchmal laut.
Unsere Aufgabe ist es, zuzuhören,
zu verstehen und zu bewahren,
was die Zeit nicht zerstören soll.
Mit Geduld, Wissen und einer Prise
Respekt machen wir Altes wieder
bereit für viele weitere Geschichten.

Holzarten unserer Heimat



Eiche

Nussbaum

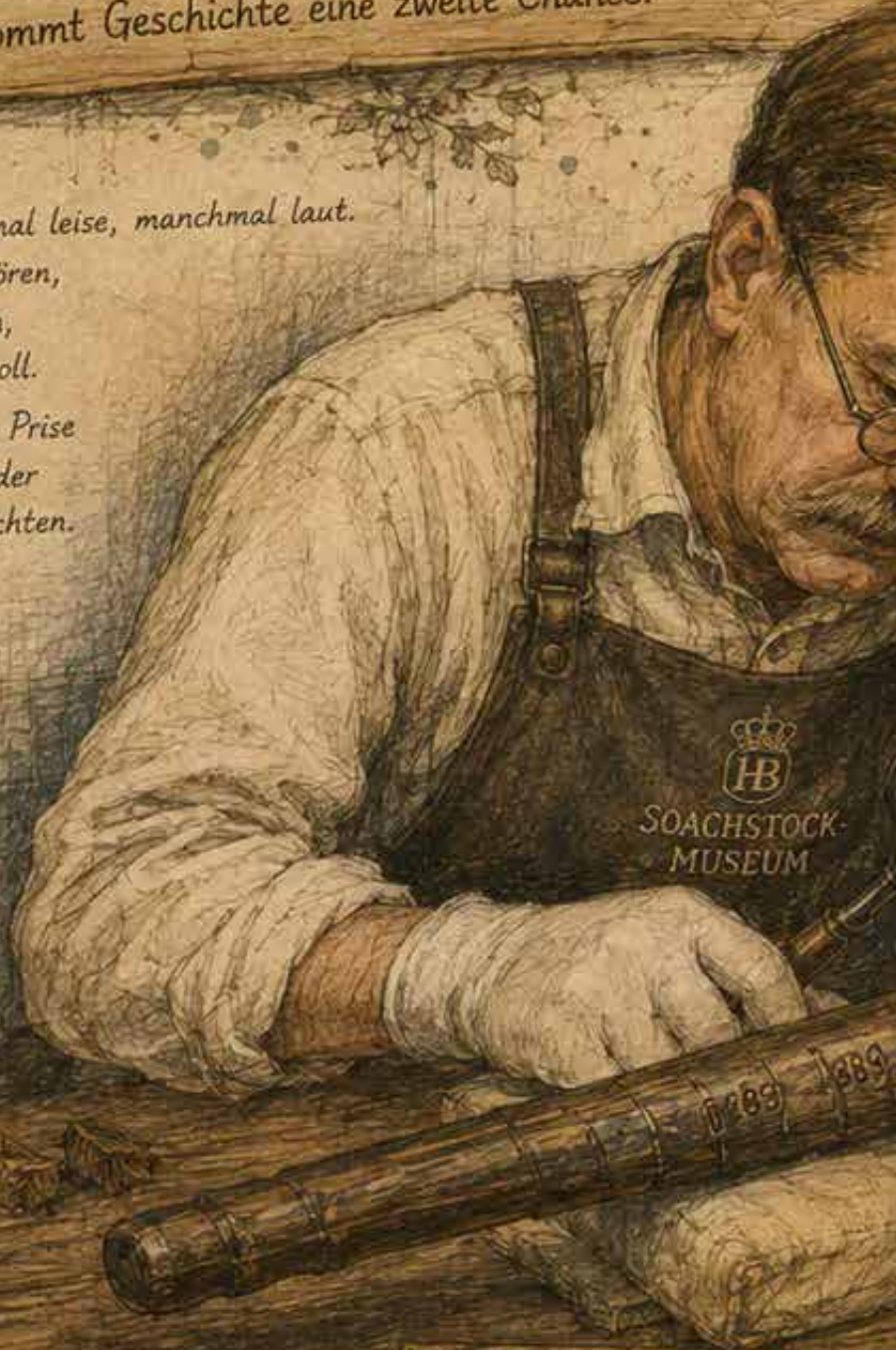
Esche

Fichte

Geduld ist
die feinste
Restaurierungs-
technik.
(Und ein guter
Kaffee hilft
auch.) ☕



Original erhalten.
Würde bewahrt.
Geschichte weitergegeben.
So macht man's in Bayern.



Objekt:

Soachstecka
Biselstecka

Datierung:

um 1889

Material:

Eiche, dunkel

Zustand:

gebrauchsspuren,
Ehrenkerben,
Patina

Achtung!

Nicht waschen!



Wasser ruiniert Geschichte.
(Und die Soachstecka
mag's gar nicht.)



Restaurierungsprotokoll

Oberfläche gereinigt ✓
Kerben gesichert ✓
Patina bewahrt ✓
Inscription lesbar ✓
Stolz bestaunt 😊

Notizen:

Ein ehrlicher
Zeitzeuge mit
Charakter.
Da lacht sogar
der Opa im Himmel.



DER CHEMISCHE BEFUND

Warum dunkelt ein alter Soachstecka nach?

Eiche liebt das Leben.
Und das Leben hinterlässt Spuren.
Schweiß, Hautfett und Harnbestandteile
ziehen über Jahre in das Holz.
Dort reagieren sie – und dunkeln nach.
Ganz natürlich.

ZWEI ZEITZEUGEN

Jung & éhrlich

wenig Gebrauch,
kaum Einlagerungen

Eiche
frisch
hell & matt

Alt & erfahren

viele Jahre im Einsatz,
gut geölt – innen wie außen

Eiche
alt
dunkel & seidig

Die Kerben?
Zählen Schläge.
Zählen auch Geschichten.
Und sammeln dabei Leben.

SO FUNKTIONIERT'S (UNGEFÄHR)



Schweiß & Hautfett
gelangen ins Holz



Harnstoff
wird zu
Ammoniak



Reaktion mit
Gerbstoffen
(in der Eiche)



Nachdunkeln
über Jahre

IM HOLZ – STATT IM REAGENZGLAS



Stoffe dringen ein,
bleiben, reagieren,
verändern die Farbe.
Schicht für Schicht.
Jahr für Jahr.



WAS WIR FINDEN KÖNNEN

Ammoniak (Spuren)



flüchtig, aber
nachweisbar

Organische Rückstände



Hautfett, Salze,
Harnstoffreste

Gerbstoffe der Eiche



natürliche Partner
für Reaktionen

Farbänderung



messbar – aber
nicht exakt

FAZIT:

Ein dunkler Soachstecka war im Einsatz.
Er hat gedient. Und er hat gelebt.

Indiz,
kein Beweis.

SOACHSTOCK-MUSEUM

Münchens vergessene Wirtshauskultur

Der Kenner

Was trägt der Kenner?

Kleidet nicht modern.

Kleidet g'scheit.

Der Kenner weiß:

*Gwand macht
no ka Mann.
Aber s'passt,
dann passt's.*



Die Weste

*Zünftig & praktisch.
Hält warm und
macht was her.*



Die Lederhose

*Echt Leder.
Ehrlich gearbeitet.
Für Feste, für
Feierabend und
fürs Leben.*



Die Loferl

*Geh'n hoch,
rutschen net.
Am besten aus
Wolle!*





Der Hut

Sitzt gscheid.
Federn sind erlaubt,
aber kein Muss.



Die Hosenträger

Halten, was sie
versprechen.
Ohne Gummizug.
Ohne Kompromisse.



Der Haferlschuh

Festes Leder.
Gute Sohle.
Und a weng
Stolz beim
Schuahplattln.

Der Biselstock

Begleiter mit Charakter.

Aus dunkler Eiche.

Mit Kerben statt Kalender.

Jede Kerbe eine Erinnerung.

Jeder Strich ein Erlebnis.



Für was man
Kerben macht:

- a guade Maß
- a schöner Tag
- z'viel gsunga
- nix verdrunga
- hoam'kemma
- wieder
aufg'standn



Merksatz vom Kenner:

„Gwand vergeht,
Stil bleibt.“



Unsere Rekorde:

- Ältester Stammgast seit 1965
- Längste Soachsstecka 132 Kerben
- Lautester Ratsch am Tisch
- Härteste Lederhosn seit 40 Jahren
- Meiste Maß pro Jahr (und no aufrecht!)
- Schönster Schnauzbart im Landkreis

Der Stammtisch

Keiner



Resi

Längste
Soachstecka
132 Kerben

Sepp

Ältester
Stammgast
seit 1965

Bene

Lautester
Ratsch
am Tisch

der Rekordhalter

steht auf

Im Wirtshaus
gibt's koa
Wifi – aber
Verbindung
fürs Leben.



Migg
Meiste Maß
pro Jahr
(und no
aufrecht!)

Barthl
Härteste
Lederhosn
seit 40 Jahren

Wiggerl
Schönster
Schnauzbart
im Landkreis



Soachstecka-TÜV

Technische Überwachung & Volkskundliche Prüfung

Gegründet anno 1876 – im Dienste der Wirtshauskultur

Prüfungsgrundlage:

Bayh. Soachstecka-Norm
BSN 1876/1

„Ein Soachstecka is erst
dann a Soachstecka,
wann er a Soachstecka is.“

Prüfprotokoll

Exemplar-Nr.: 47/23

Herkunft: Isartal

Holzart: Eiche (dunkel)

Alter (geschätzt): ≥ 80 Jahre

Zustand: Sehr guad

Besonderheiten:

altliche Gebrauchsspuren,
Wirtshauspatina vorhanden

Prüfer:

A. Niederhecka

S. Schaubmaier

Festigkeit

Biegeversuch
Belastung bis
150 kg

✓ bestanden



Prüfer
A. Niederhecka

Holz & Harle
seit 30 Jahren im Dienst

KERBENKATALOG (Auszug)

- | | |
|--|----------------------------|
| | Trinkerkerbe
(rechts) |
| | Raufkerbe
(links) |
| | Tresenkerbe
(vorne) |
| | Wirtshauskerbe
(hinten) |

Bemerkung:
Alle Kerben authentisch.
Keine Nachschnitzung
festgestellt.



Soachstecka
Handbuch für
Prüfer & Kenner
2. Auflage



Kerbentiefe

Messung an 4
vorgeschriebenen
Stellen

Soll: ≤ 6 mm

Ist: 2–5 mm

✓ i.O.



Standfestigkeit

Kippprüfung

Neigungswinkel
bis zur Kippgrenze

30°

20°

10°

35,8°

✓ bestanden

Hinweis für alle Wirte:
A Soachstecka is koa
Turngerät. Übermäßiges
Schwinga kann zur
Materialermüdung
führen.

Prüfer
S. Schraubmaier

Stand & Sicherheit
seit 25 Jahren im Dienst

Ergebnis

Soachstecka-Nr. 47/23

ist geprüft &

für den Einsatz im

Wirtshausbetrieb

ZUGELASSEN.

Soacht quad!



Zur Messung:
Jede Kerbe zählt.
Jede Ausrede auch.



DIE GROSSE

Eine wissenschaftliche Betrachtung
(Eiche, geölt, ca. 1800)

*Biselstock (m.):
Messinstrument und
soziales Barometer.
Je tiefer die Kerbe,
desto ehrlicher
die Geschichte.*



1. GELEGENHEITSTRINKER

*Trinkt selten,
aber dann richtig.
(Kerben mit Abstand)*



2. STAMMGAST

*Regelmäßig vor Ort.
Kennt Wirt, Uhrzeit
und Zapfzeit.
(Kerben in schöner
Regelmäßigkeit)*



3. RUNDENKÖNIG

*Zahlt für alle,
vergisst sich selbst.
(Doppelte Kerben
für doppelte Größe)*

Alle Biselstöcke sind Originale. Alters- und Gebrauchsspuren sind

KERBENKUNDE

Antiquität der Bieselstöcke in 6 Abschnitten
(a. 90 cm – außer einem)



Hinweis der
Kuratoren:
Die Kerben
wurden über
viele Jahre
hinweg in
feuchter
Umgebung
mit trockenen
Mündern
erzeugt.

4. OPTIMIST
Verliert nie den
berblick – auch
ch dem zehnten.
(Feine Kerben,
eine Hoffnung)

5. MITTWOCHSRITTER
Nur einmal in der
Woche, aber mit
Leidenschaft.
(Eine Kerbe,
tiefe Wirkung)

6. TOULOUSE LAUTREC
Kurz, intensiv,
missverstanden.
(60 cm – und
jeder Zentimeter
eine Legende)

ausdrücklich erwünscht.



Die Soachst

Zielgerichtet si

Bitte erst nach

Anfänger

Fortgesch

Goldene Regeln
des Soachsteckens:

1. G'führig is g'führig.
2. Nicht wackeln.
3. Augenmaß bewahren.
4. Nachstecken erlaubt.
5. Ois mit Maß und Ziel.



Richtig
anvulieren



Geduld
ist die erste
Tugend.

Übung macht den Meister ...
und den sicheren Sitz.

Ziel. Ruhe, Haltung -
so wird's was!



Stecka-Fahrschule

Stilvoll stecken.

Einweisung benutzen

rittene

Stammtischklasse

Locker
bleiben



Treffsicher
seit 1895



Ein echter
Soachstecka
steht zu seinem
Platz.



Unsere Lehrwerkzeuge



Jeder Stock ein Original.
Seit Generationen bewährt

Für Könner:
Mit Schwung und Gefühl

Soachstecka
Lehrbuch



Tageslehrgang:

- Einweisung
- Trockenübung
- Praktische Anwendung
- Stammtischprüfung

Zum Wohl &
viel Treffer!



DER ERSTE PRAXISTEST



Nach jahrelanger
Lagerung im Keller
war es heute so weit:
Zeit, den Soachstecka
einmal auszuprobieren.
Man muss ja wissen,
wofür's gut ist.



Da woa
a no a
rechter Mann.

Versuchsanordnung I ohne Flüssigkeit

Stock des
Großvaters

Biselstecka
1889
nicht waschen

Eichenholz,
dunkel, ehrwürdig,
leicht speckig.

Kerben: vermutlich
zur Orientierung.
Oder zur
Einschüchterung.

Inschrift (eigenhändig):

"Biselstecka"
"1889"
"nicht waschen"



Zielsetzung:
Wirksamkeit
überprüfen.
Würde wahren.

Erste Erkenntnis:
Der Griff liegt gut
in der Hand.
Das beruhigt.

FUNDBÜRO

nach der Wiesn

Heute vermisst, morgen legendär.

*Was hier liegt, hat
jemand geliebt.
Vielleicht findet's
morgen seinen
Weg zurück.*

Besitzer
unbekannt

Besitzer
unbekannt

gefunden:
29.09.

gefunden:
29.09.

Besitzer
unbekannt

Suche Besitzer
- biete Erinnerung

gefunden:
29.09.

Besitzer
unbekannt

Bitte beachten:

Haftung nur
für das, was
Sie noch
erinnern
können.

Soachstecka –
einmal kurz abgesetzt,
nie mehr wiedergefunden.

Bitte genau hinschauen –
es könnt' Ihrer sein!

Besitzer
unbekannt

gefunden:
29.09.

gefunden:
29.09.

Besitzer
unbekannt

Besitzer
unbekannt

ger
erung.

Der Unterschied
zwischen Held und
Verlorenem ist oft
nur ein Bier zu viel.

DIE ANATOMIE DES SOACHSTECKA

Ein bewährtes Instrument zur Erziehung, Ordnung
und gelegentlichen Gesunderhaltung.



Griff

Liegt gut in der Hand.
Überträgt Haltung
mit Nachdruck.
Traditionell gedrechselt,
seit Generationen
bewährt.

DETAIL: GRIFF



Abgerundet, griffig,
und schon mancher
Respekt eingefloßt.

Schaft

Aus bestem Eichenholz
(Eiche). Hart im Nehmen,
schön im Klang,
und zuverlässig gerade.
Für den täglichen Einsatz
geschaffen.



Eiche

Heimisch, standhaft,
und mit feiner Maserung.
Eichenholz verzeiht vieles –
nur keine Nachlässigkeit.

WEISHEIT DER ALTEN

Wer den Soachstecka ehrt,
braucht ihn selten.
Wer ihn verachtet,
lernt ihn kennen.



Maß-Kerben

Für klare Ansagen
in gleichbleibenden
Abständen.

Jede Kerbe erzählt
eine Geschichte.
Manche davon
mehrfach.

DETAIL: MAß-KERBEN



(Einheit: Daumen)

GEBRAUCHSANWEISUNG (KURZ & WICHTIG)

- Mit Maß und Verstand einsetzen.
- Wirkung entfaltet sich
sofort – Einsicht ggf. zeitversetzt.
- Nach Gebrauch wieder
an den angestammten Platz.
- Nicht in feuchten Kellern lagern.
- Vor unberechtigtem Zugriff
schützen.



Patina

Echte Gebrauchsspuren.
Nicht poliert, nicht geschönt.
Ein Leben lang im Einsatz –
das sieht man.

Originalaufschrift

Zeitzeugnis mit Charakter.
Lesbar, ehrlich, unmissverständlich.
Seit 1889 im Dienst –
und immer noch gefragt.



Detail: Spitze

Leicht verbeult, –
aber treffsicher.
Hat schon so manchen
Tatendrang gebremst.



Biselstecka
1889
nicht waschen.



EINE TRADITION MIT GESCHICHTE



1. UM 1900

Auf dem Oktoberfest schon damals: fescbe Männer, Tracht und der Stock als ständiger Begleiter.



2. UM 1910

Der Stock als Zeichen der Würde, der Erfahrung und der bayerischen Lebensart.



3. 1920ER JAHRE

Im Bierzelt wie auf der Straße – der Stock gehört einfach dazu.



4. 1930ER JAHRE

Kunstvoll geschnitzte Griffe zeigen Handwerk, Stolz und Persönlichkeit.

STOCKBIESLER

VEREIN – EIN STÜCK
MÜNCHNER TRADITION

EXKLUSIVER VERLEIH

BIRKENSTOCK®

GROSSE AUSWAHL



5. 1950ER JAHRE

Nach dem Krieg bleibt die Tradition lebendig – Treue zum Brauchtum verbindet Generationen.



6. 1960ER JAHRE

Der Stockbiesler wird zum unverwechselbaren Symbol bayerischer Gemütlichkeit.



7. 1980ER JAHRE

Auch in modernen Zeiten bleibt der Stock ein treuer Begleiter auf dem Oktoberfest.



8. HEUTE

Der Stockbiesler Verein pflegt das Brauchtum – für Münchner und Gäste aus aller Welt.

STOCKBIESLER

Verein ein Stück Münchner Tradition in der Hand

EXKLUSIVER VERLEIH – BIRKENSTOCK – GROSSE AUSWAHL



**EIN STOCK. EINE GESCHICHTE.
EINE TRADITION.**

Verleihstation im Herzen des Oktoberfests
— Nur solange der Vorrat reicht! —

(c) Tscharli L. Doerr

1

U
Der Stock a
auf Fe

5

Nach
die Tradi

Für I

- ✓ Exklusiv
- ✓ Echtheit
- ✓ Verschieden
- ✓ Ein Stück

STOCKBIESLER – EIN STÜCK MÜNCHNER TRADITION

Historische Serie



1900
als treuer Begleiter
durch Stadt und Land.



1910
Zünftige Männer mit Stil –
der Stock gehört dazu.



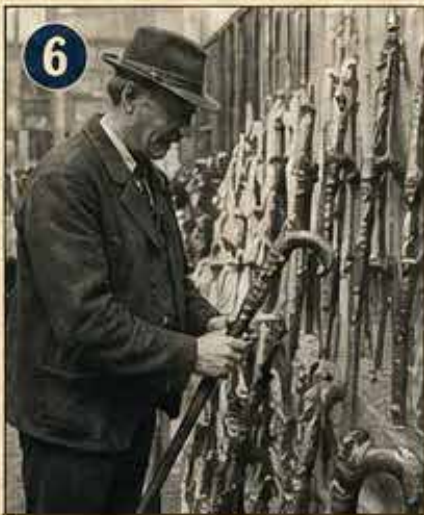
1920
Im Bierzelt ein Zeichen
von Freundschaft.



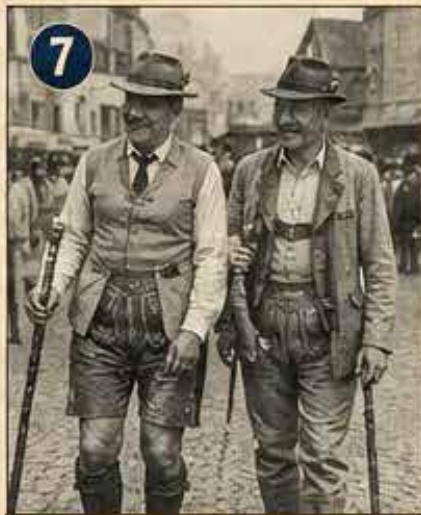
1930
Vereine und Trachtenzüge –
der Stock als Symbol.



1949
Nach dem Krieg –
die Tradition lebt weiter.



1960
Kunstvolle Handarbeit –
jede Stöck ein Unikat.



1980
Von Generation zu Generation
weitergegeben.



Heute
Die Stockbiesler –
ein Kult auf dem Oktoberfest!

Ihr Oktoberfest-Erlebnis

Exklusiver Verleih direkt vor Ort
Kunstvolle Handarbeit aus München
verschiedene Modelle & Größen
Ein Stück Tradition – für Sie!



**JETZT
AUSLEIHEN!**



**HOFBRÄUHAUS
MÜNCHEN**

Stockbiesler

Verein – ein Stück Münchner Tradition
in der Hand.



Exklusiver Verleih
Birkenstock
Große Auswahl



Oktoberfest München

Seit Generationen dabei!



(c) Tscharli L. Doerr

1

Die Stockbiesler
um 1900



Schon um die Jahrhundert-
waren kunstvoll geschnitzte
ein Zeichen von Stand, H
Lebensfreude.

5

Der Stolz weiter
1940er Jahr



Von Generation zu Gene
der Stock wurde vererbt
blieb ein treuer Begleiter



ler



rtwende
te Stöcke
umor und

2

Im Hofbräuhaus 1910



Im HB war der Stock nicht nur Gehilfe, sondern auch Symbol – und Gesprächsthema am Stammtisch.

3

Auf dem Oktoberfest um 1920



Festplatz, Musik und Maßkrug – die Stockbriesler waren fester Bestandteil der Wiesn-Kultur.

4

Kunst am Stock 1930er Jahre



Mit viel Liebe zum Detail: Figuren, Wappen und bayerische Motive wurden kunstvoll geschnitzt.

gegeben
re

6

Nachkriegszeit 1950er Jahre



Auch in schweren Zeiten wurde die Tradition bewahrt – als Zeichen von Zusammenhalt und Heimat.

7

Moderne Zeiten 1970er Jahre



Neue Schnitzereien, neue Formen – aber die Leidenschaft für den Stock bleibt lebendig.

8

Heute Stockbriesler e.V.



Der Verein Stockbriesler e.V. pflegt und bewahrt diese einzigartige Münchner Tradition bis heute.

Stockbriesler – mehr als ein Stock. Eine Tradition.





ORG LANG
MÜNCHEN



Wir schnitzen uns einen SOACHSTECKA

Eine Rekonstruktion nach alten
Münchner Wirtshaus-Erinnerungen.
(keine gesicherte Bauzeichnung!)

Im Wirtshaus
blieb man sitzen.
Zehn Maß und
mehr – kein
Aufstehen.
Der Soachstecka
half, diskret seinen
„Soach“ zu machen.
Die Sägespäne
nahmen's auf.
So erzählt's die
alte Zeit.



DAS MATERIAL

Ein gerader,
trockener Eichenast.
Keine Risse,
keine Fäulnis.
Länge: ca. 95 cm
Stärke: 3 – 4 cm



DIE BEARBEITUNG

1. Rinde entfernen
2. Form herausarbeiten
3. Griff schnitzen
4. Kanten brechen
5. Schleifen (80/120)
6. Kerben setzen
7. Ölen (Leinölfirnis)
8. Altern lassen



DER SOACHSTECKA IM DETAIL

Griff, oval
ca. 15 cm
kräftiger
als der
Schaft

ca. 95 cm

Spitze
stumpf / leicht verjüngt
Ø ca. 2,5 - 3 cm

So war's einst -
so stell' ich mir
meinen Soachstecka vor.

München, im Herbst '24

Opa

DIE SOACH-KERBEN (Maß-Einteilung)

Je eine Kerbe für eine Maß.
So behält man den Überblick
- ohne aufzustehen.

- ← 1. MASS
- ← 2. MASS
- ← 3. MASS
- ← 4. MASS
- ← 5. MASS
- ← 6. MASS
- ← 7. MASS
- ← 8. MASS
- ← 9. MASS
- ← 10. MASS

Zehn Maß -
zehn Kerben.
Mehr waren
eine Kunst.



Neben der Maß
stand der Stock.
Ein treuer Begleiter
mancher Runden.

Gebrauchsanleitung: wie ma an Soachstecka hoid

Des is a historische Rekonstruktion nach Wirtshausüberlieferung.

Koane Nacktheit, koane explizite Darstellung – nur da Ablauf, d'Haltung und wos ma beachten muaß.

1 Stand einnehma

Seitliche Ansicht.
Fiaß schulterbreit,
Stock mittig
vorn Körper.



2 Leicht vorlehna

Oberkörper leicht
nach vorn.
Griff locker,
Stecka unten
leicht schräg
nach vorn.



3 Ruhig bleiben

Stand gleichmäßig,
Blick nach unt.,
Abstand zum Boden
und zu andern Leit.



So geht's angeblich

- ✓ A ruahiga Stand is d'halbe Miete.
- ✓ Da Stock steht mittig und führt nach unt.
- ✓ Ned hudeln, ned wackeln, ned im Gedräng.
- ✓ Heit is s'WC gscheider – des do is Brauchtum, ned Fortschritt.

Da Stockbiesler

So hoast d'Wirtshausvariante
im Sitzen. Da Mo sitzt auf da
Bierbank, stellt den Spazierstock
zwischen d'Bein und nutzt eam
als Leitschiene nach unt.
Ob's oft vorkemma is,
woaß koana – überliat is's
auf jedn Fall.



Stockbiesler –
historischer Nachbau

Da Soachstecka und da Stockbiesler

Zwoa überlieferte Varianten, a paar typische Haltungen und de häufigsten Fehler.
Ois do samma Rekonstruktion – ned Historienfoto, sondern nachbaut und erklärt.

1 · Stehend

Da klassische Soachstecka.
Fuß stabil, Stecka mittig, Oberkörper leicht vor.



Rekonstruktion / KI-Visualisierung

2 · Sitzend

Da Stockbiesler.
Auf da Bierbank, Stock zwischen d'Bein, nur mit Abstand und Gfui.



Rekonstruktion / KI-Visualisierung

3 · Zu steil

Wenn da Stock z'grad steht, wird's unpraktisch. Leicht schräg is gscheider.



Rekonstruktion / KI-Visualisierung

4 · Im Gedräng? Bloß ned.

Koan Platz, koane Ruah, koane gute Idee. Des funktioniert nur mit Abstand.



Rekonstruktion / KI-Visualisierung

Merkregeln

- ✓ Griff trocken halten.
- ✓ Auf festen Stand achten.
- ✓ Ned in Richtung Bank, Tisch oder Schuah.
- ✓ Privatsphäre und Abstand san Pflicht.
- ✓ Heit gilt: im Zweifel immer s'WC.

Bildhinweis

Alle Darstellungen auf dieser Seite san historische Nachbauten / KI-Visualisierungen auf Basis bairischer Wirtshausüberlieferung. Koane dokumentarischen Originalaufnahmen.

Der Biesler Sepp auf dem Oktoberfest





Festzelt

Mia
san
a Gaudi!







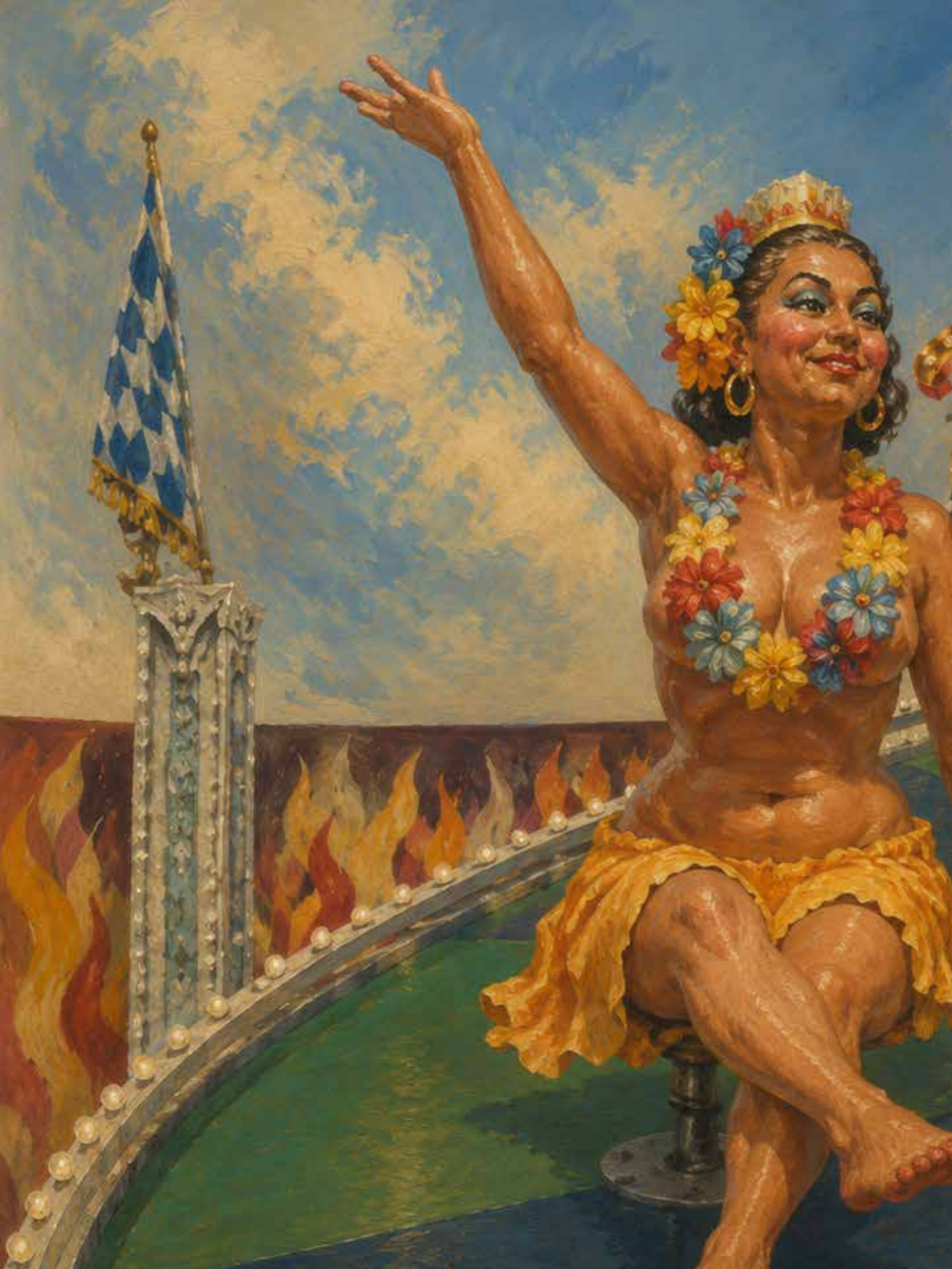














Der Biesel Sepp und das Teufelsrad

Der Biesel Sepp hatte an diesem Abend eigentlich nichts Besonderes vor. Er wollte im Hofbräuhaus sitzen, eine Maß trinken und den Leuten zuschauen. Das konnte er stundenlang. Er mochte das Gewimmel, das Klirren der Krüge, die Kapelle und dieses Gefühl, dass auf der Wiesen jeder für ein paar Stunden jemand anders sein durfte. Neben der Bank lehnte sein Bieselstecka, der alte knorrige Stock, den er überallhin mitnahm. Irgendwann zog er den Hut tiefer ins Gesicht, legte die Arme auf den Tisch und dachte: Nur fünf Minuten.

Als er die Augen wieder öffnete, stand er mitten auf der Theresienwiese. Die Lichter drehten sich am Himmel, aus mehreren Zelten kamen gleichzeitig verschiedene Märsche und vor ihm erhob sich Feldl's Teufelsrad. Oben saßen die vier alten Damen. Nur saßen sie diesmal nicht still. Die Frau im grünen Kleid bewegte den Kopf, eine andere schlug ein Bein über das andere, die dritte lächelte ihm zu, die vierte winkte. „Kommst drauf?“, rief eine. Sepp sah zum Rad, dann auf seinen Stock. „Eigentlich wollt i heim.“ Die Damen lachten. Eine Leiter erschien, und weil Träume selten nach einer Genehmigung fragen, stieg er hinauf. Oben setzte er sich auf die Scheibe, stellte den Bieselstecka zwischen die Knie und sagte: „Aber langsam.“

Zuerst drehte sich das Rad so gemütlich, dass Sepp zufrieden lächelte. Dann wurde es schneller. Die Felder unter ihm verschwammen, die Lichter wurden zu Kreisen und sein Hut flog davon. „Den brauch i wieder“, sagte Sepp und hielt den Stock fester. Bald wusste er nicht mehr, ob sich das Rad, die Frauen, München oder ganz Bayern drehte. Die Bavaria stand plötzlich schief, das Riesenrad wanderte über den Himmel und irgendwo fuhr ein Kellner mit zwölf Maß an ihm vorbei.

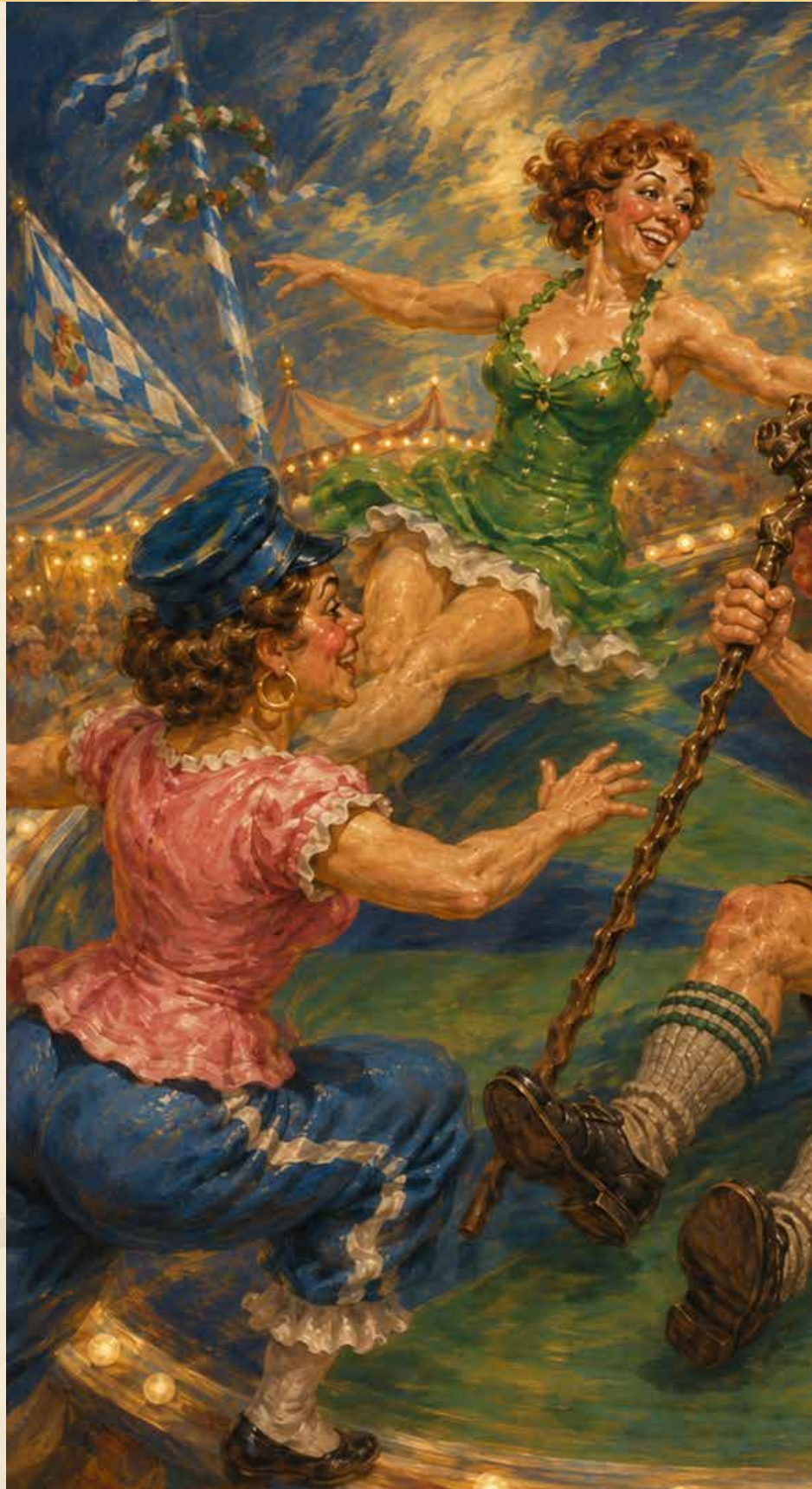
Sepp legte den Bieselstecka quer über die Scheibe und versuchte, sich daran festzuhalten. Für einen Augenblick blieb der Stock beinahe stehen, während sich alles andere weiterdrehte. Das führte allerdings dazu, dass nun Sepp selbst um seinen Stock kreiste. Eine Runde, zwei, drei. Das Publikum johlte. „Bravo!“ – „No amoi!“ Sepp lachte trotz allem. „I mach des ned freiwillig!“ Dann stand plötzlich sein Großvater am Rand des Rads. „Bua“, sagte er. „Was machst denn du da?“ – „I probier was aus.“ – „Mit meinem Stecka?“ – „Unserm Stecka.“ Der Großvater schüttelte den Kopf. „Dafür war der ned gedacht.“

Schließlich wurde das Rad langsamer. Die vier Damen setzten sich wieder ordentlich auf ihre Plätze. Die Grüne beugte sich über ihn. „Na, Sepp, war's schön?“ Er öffnete ein Auge. „Kann i morgen sagen.“ Die Frau mit den Blumen lächelte. „Du musst aufwachen.“ – „Warum?“ – „Weil du schnarchst.“ – „I schnarch nie.“ Die vier Frauen antworteten gleichzeitig: „Deine Frau.“

Sepp riss die Augen auf. Vor ihm stand wieder die leere Maß. Der Bieselstecka lehnte



neben der Bank, und gegenüber saß seine Frau. „Du hast geschlafen“, sagte sie. „I hab bloß nachgedacht.“ – „Du hast geschnarcht und dauernd gerufen: Langsamer! Finger weg vom Steck!“ Sepp nahm den Stock, sah hinaus auf die Wiesn und glaubte in der Ferne das Teufelsrad zu erkennen. Ganz oben winkten vielleicht vier Frauen. Vielleicht auch nicht. Er lächelte. Für einen Traum war das erstaunlich anstrengend gewesen.











HOFBRÄU

Oktoberfest
München

SCHICH

Humor · Leben

Altbairische
Typen
Wahre
Geschichten

Seit 1869

Hinrichtung
Menschen

Bieselsteck
1889



HILF-THEATER

sweisheit · Münchner Originale

Heute
ng eines lebenden
n mittels Guillotine

Jede
Vorstellung
ein Erlebnis!
Aus dem
Leben!
Fürs Leben!

Lachen
ist a
bessere
Medizin
wie Grant!

Br



Der Biesel Sepp beim Schichtl

Als der Biesel Sepp wieder hinaus auf die Wiesen trat, traf ihn die Nacht mit voller Wucht. Eben noch Bierzeltdunst und dicht besetzte Tische, nun Lichtgirlanden, Buden, Musik und Menschen, die in alle Richtungen strömten. Ein wenig schwankte die Welt noch. Vielleicht lag es am Bier, vielleicht am Teufelsrad, vielleicht daran, dass die Wiesen nach Einbruch der Dunkelheit grundsätzlich nicht mehr ganz stillsteht. Sepp stellte den Bieselstecka fest auf den Boden. „So“, sagte er zufrieden. „Jetzt samma wieder unter normalen Leuten.“

Dann hörte er eine Stimme, die durch den Festplatz schnitt wie ein Messer durch eine Schweinshaxe. „Meine Damen und Herren! Hereinspaziert! Kommen S' näher!“ Vor ihm stand der Schichtl. Schon von außen sah die Bude aus, als hätte jemand Theater, Jahrmarkt und einen alten Münchner Witz übereinandergestapelt. Lampen säumten die Front, bemalte Tafeln versprachen Sensationen, und vor der Bühne drängten sich die Menschen. Es roch nach Sägespänen, heißem Lampenblech, Bratwurst, Bier und ein wenig nach Schminke. Der Ausrufer zeigte auf einzelne Besucher, machte Witze über Hüte, Bäuche und Ehepaare und ließ jeden wissen, dass nur ein Feigling jetzt noch weitergehen würde. Sepp grinste. „Ah“, sagte er. „Kultur.“

Dann kam der Satz, auf den alle gewartet hatten: „Und jetzt: die Enthauptung einer lebenden Person!“ Die Menge lachte und hielt gleichzeitig den Atem an. Ein Freiwilliger wurde gesucht. Sofort traten die meisten Männer einen halben Schritt zurück. „Vorher alle Helden und jetzt plötzlich lauter Familienväter!“, rief der Ausrufer. Die Menge brüllte. Sepp lachte so sehr, dass er sich auf seinen Stock stützen musste.

Eine Hand zeigte plötzlich in seine Richtung. „Sie da! Der Herr mit dem schönen Steck!“ Sepp sah sich um. Hinter ihm stand niemand. „I?“ – „Ja, Sie! Kommen S' herauf.“ Sepp sah an sich hinunter. „Des hat heut noch keiner behauptet.“ Noch mehr Gelächter. Der Ausrufer versprach, dass fast jeder mit seinem eigenen Kopf wieder hinausgehe. „Fast?“, fragte Sepp. Dann hob er den Bieselstecka. „Den nehm i aber mit.“

Oben führte man ihn zu einer hölzernen Vorrichtung. „Da soll i jetzt meinen Kopf reintun?“ – „Genau.“ – „Freiwillig?“ – „Genau.“ Sepp sah ins Publikum, lächelte und steckte den Kopf hinein. Die Welt roch plötzlich nach Holz und Staub. Eine Trommel schlug. Einmal. Zweimal. Beim dritten Schlag verstummte die Menge. Ein metallisches Geräusch, ein Raunen, dann ein Schlag. Für einen Moment dachte Sepp, dass es vielleicht doch keine besonders gute Idee gewesen war.

Dann brach draußen ein ungeheures Gelächter los. Sepp öffnete die Augen. Sein Kopf war noch da. Er bewegte vorsichtig den Hals nach links und rechts. „Passt“, sagte er. Der Ausrufer half ihm hoch und verkündete: „Wieder einer, den München nicht losge-





worden ist!“ Sepp setzte den Hut auf, nahm den Biselstecka und verbeugte sich. „Tut ma leid.“

Beim Hinuntersteigen klopften ihm fremde Leute auf die Schulter. Eine ältere Dame sagte: „Sie waren aber mutig.“ Sepp lächelte freundlich. „Na ja. Wenn ma den Kopf nach drei Maß noch hat, dann hängt ma halt dran.“ Hinter ihm schrie der Ausrufer bereits nach dem nächsten Opfer. Vor ihm rauschte die Wiesn weiter. Sepp strich über den Griff seines Stocks. Für einen Münchner Abend war das bis dahin eine ganz ordentliche Bilanz.





SCHICHTL-T

Humor · Lebensweisheit · M

Altbairische
Typen
Wahre
Geschichten
Seit 1869

Oktoberfest
München

Mia
auf's



THEATER

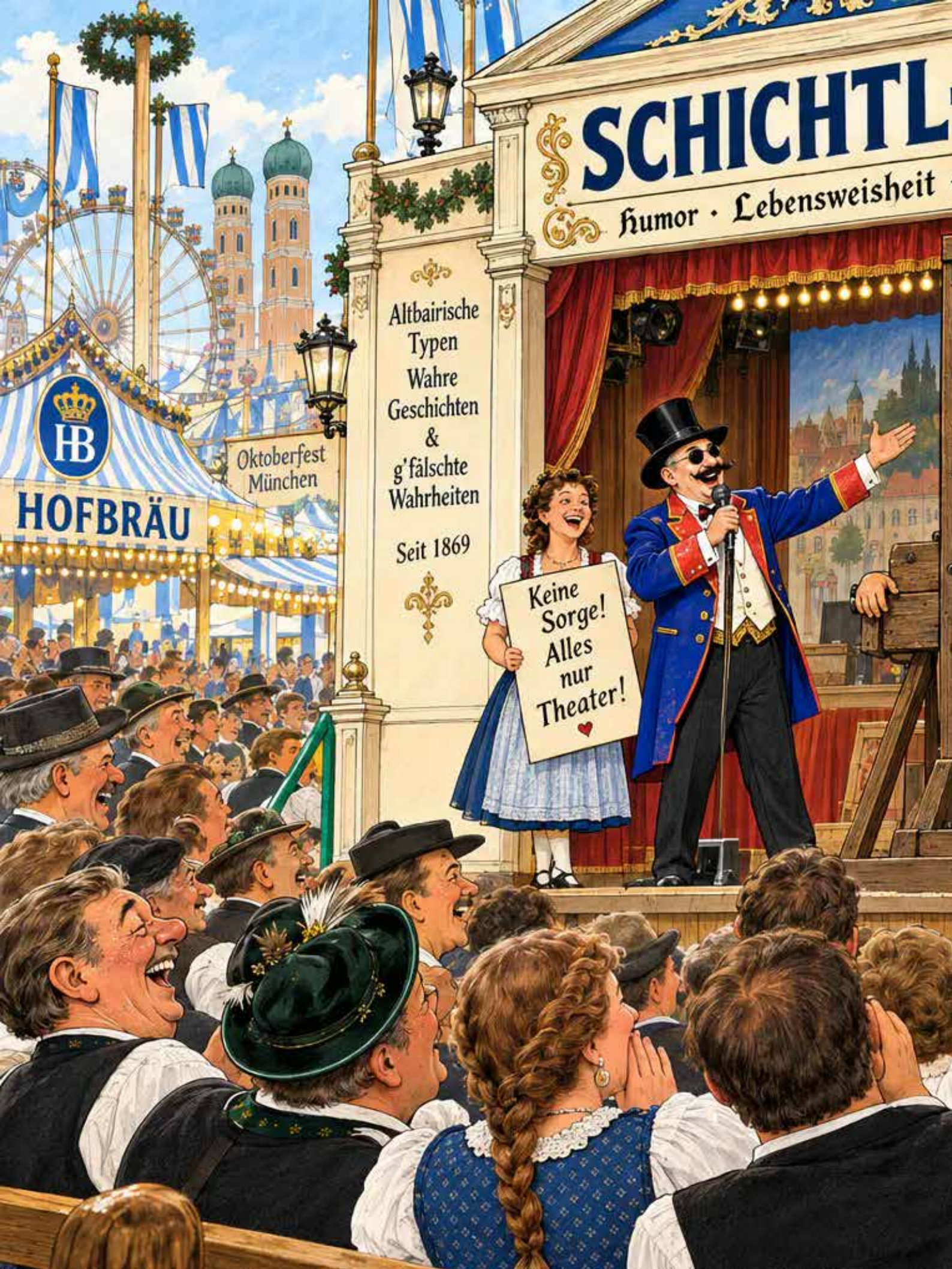
Münchner Originale

O'zapft is!

Lachen
ist a
bessere
Medizin
wie Grant!

Jede
Vorstellung
ein Erlebnis
—
Aus dem
Leben
Fürs Leben
cofco

Gefreien uns
nächste Mal!



SCHICHTL

Humor · Lebensweisheit

Altbairische
Typen
Wahre
Geschichten
&
g'fälschte
Wahrheiten

Seit 1869

Keine
Sorge!
Alles
nur
Theater!

HOFBRÄU

Oktoberfest
München

-THEATER

Münchner Originale



Köpfen?

♥ Nur a
Spas! ♥

Der
Sepp
lebt
noch!
♥

Lachen
ist a
bessere
Medizin
wie Grant!

Der Biesel Sepp und der Toboggan

Der Biesel Sepp stand noch vor dem Schichtl und überlegte, ob ein Mensch nach einer geglückten Enthauptung eigentlich Anspruch auf eine Brotzeit habe, als aus der Menge ein Gelächter kam, das selbst den Ausrufer übertönte. Zwischen zwei Buden ragte ein hölzerner Turm auf. Unten bewegte sich ein schräges Laufband nach oben, und auf diesem Band kämpfte gerade ein junger Mann um seine Würde. Seine Beine wollten hinauf, sein Oberkörper hinunter, am Ende gewann das Band. Sepp betrachtete die Sache aufmerksam. „Des ist technisch interessant.“

Er beobachtete mehrere Versuche. Manche Besucher kamen elegant hinauf, andere führten auf wenigen Metern eine ganze Lebenskrise auf. „Die stell’n sich bloß falsch drauf“, erklärte Sepp einem jungen Burschen. „Schwerpunkt. Alles Schwerpunkt.“ Der Bursche grinste. „Dann probier’s halt.“ Sepp sah zum Band, dann auf seinen Stock. „Warum eigentlich ned.“

Als er an der Reihe war, setzte er zuerst den Bieselstecka auf das Band. Der Stock wurde sofort nach oben gezogen. Sepp riss ihn zurück. „Aha. Lebendig.“ Dann setzte er den rechten Fuß auf, der linke folgte. Für zwei Sekunden sah alles hervorragend aus. Sepp stand aufrecht, Hut fest auf dem Kopf, Stock in der Hand und ein zufriedenes Lächeln im Gesicht. Dann machte er den Fehler, sich umzudrehen, weil er dem Publikum nur kurz zunicken wollte. In diesem Augenblick verschwand der Boden unter seiner linken Ferse. Der rechte Fuß fuhr weiter nach oben, der linke wollte zurück, der Stock geriet quer, und plötzlich sah er aus wie ein Mann, der gleichzeitig hinaufsteigen, sich setzen und einen unsichtbaren Gegner umarmen wollte.

Das Publikum begann zu lachen. Sepp lachte mit. „Moment! I hab’s gleich!“ Das Band war anderer Ansicht. Ein großer Schritt, eine Drehung, für einen Augenblick stand er tatsächlich wieder auf beiden Füßen. Jubel. Sepp hob triumphierend die Hand. „Seht’s!“ Genau da zog ihm das Band die Beine weg. Der Biesel Sepp setzte sich. Nicht freiwillig, aber würdevoll. Nun fuhr er sitzend nach oben, den Bieselstecka quer über den Knien, und sah aus wie ein König auf einem besonders einfachen Thron.

Oben klopfte er die Lederhose ab. „Man muss nur wissen, wie.“ Dann zeigte man ihm die eigentliche Rutschbahn. Sie führte spiralförmig zurück nach unten. Sepp betrachtete die Öffnung. „Da soll i jetzt runter?“ Der Mann neben ihm nickte. „Und warum hab i dann überhaupt so lang gebraucht, raufzukommen?“ Eine Antwort bekam er nicht. Also setzte er sich, hielt den Hut fest und bekam einen kleinen Schubs.

Erst kam Holz, dann Dunkelheit, dann eine Kurve. Noch eine. Der Sepp wurde schneller. Die Wände rauschten vorbei und irgendwo zwischen der zweiten und dritten Kurve glaubte er, sein Magen habe beschlossen, noch ein wenig oben zu bleiben. „Holla!“ rief



er. Noch eine Kurve. „I hab’s verstanden!“ Dann kam Licht. Sepp schoss aus der Rutsche und blieb schließlich sitzen. Der Hut war noch da. Der Stock auch. Das war das Wichtigste.

Ein kleiner Junge stand daneben. „War’s schön?“ Sepp dachte nach. „Oben ja.“ – „Und unten?“ Sepp sah zurück. „Unten war schnell.“ Dann betrachtete er das Laufband, auf dem gerade der nächste Besucher rückwärts hinunterrutschte. „Der macht’s falsch.“ Der Junge fragte: „Wie geht’s richtig?“ Sepp beugte sich herunter. „Hinsetzen.“ Dann ging er weiter, zufrieden mit sich, der Technik und der Tatsache, dass er für den Rest des Abends möglichst keine beweglichen Böden mehr brauchte.





Der Biesel Sepp in der Krinoline

Nach dem Toboggan war der Biesel Sepp der Ansicht, dass der Abend nun genug Geschwindigkeit gehabt habe. Dann hörte er Musik, die anders klang als das Donnern aus den Zelten: eine kleine Blasmusik, sauber, gemütlich und ein wenig altmodisch. Vor ihm drehte sich die Krinoline. Die Gondeln schwangen langsam, in der Mitte spielte die Kapelle. Sepp blieb stehen. „Endlich“, sagte er zu seinem Stock. „A Fahrgeschäft für Erwachsene.“

Er stieg ein und legte den Bieselstecka quer über die Knie. Neben ihm nahm eine ältere Dame in dunkelgrünem Dirndl Platz. Sie betrachtete den Stock. „Der schaut schon älter aus.“ – „Ist er auch.“ – „Und hält er noch?“ Sepp lächelte. „Besser als i.“ Die Krinoline setzte sich in Bewegung. Ganz langsam zunächst. Die Gondel hob sich ein wenig, senkte sich wieder, und die Lichter der Wiesen zogen in ruhigen Bögen vorbei. „Schön, gell?“, sagte die Dame. Sepp nickte. „So muss sich München drehen.“

Die Musik wurde etwas schneller. Die Gondel schwang weiter aus. Sepp rutschte ein kleines Stück zur Dame hinüber und rückte höflich zurück. In der nächsten Kurve rutschte sie zu ihm. „Entschuldigung.“ – „Für die Physik können S' nix.“ Noch eine Kurve, wieder rutschten beide zusammen. Nach einigen Runden gaben sie das Zurückrücken auf. Die Krinoline hatte ihre eigenen Vorstellungen von gesellschaftlicher Distanz.

Sepp sah hinaus und entdeckte zwischen den Dächern das Teufelsrad. Für einen kurzen Augenblick glaubte er, oben die vier Damen sitzen zu sehen. Er hob die Hand. „Kennens' da wen?“, fragte seine Nachbarin. „Vielleicht.“ – „Wen denn?“ Sepp dachte nach. „Des ist eine längere Geschichte.“ In der Mitte spielte die Kapelle einen alten Walzer. Sepp begann mit dem Fuß den Takt zu klopfen. Dann hob er den Bieselstecka ein wenig wie einen Taktstock. Erst bemerkte es niemand. Dann sah der Trompeter herüber und grinste. Sepp hob den Stock. Die Musiker spielten kräftiger. Er senkte ihn. Die Musik wurde leiser. „Sind Sie Musiker?“, fragte die Dame. „Nein.“ – „Dirigent?“ – „Auch ned.“ Sepp sah auf den Stock. „Offenbar heut schon.“

In der nächsten Runde begriffen auch die anderen Fahrgäste das Spiel. Immer wenn Sepp den Stock hob, legte die Kapelle zu, wenn er ihn senkte, wurde sie leiser. Die Leute klatschten. Dann kam der Schlussakkord. Sepp hob den Stock hoch. Die Kapelle hielt den Ton. Sepp hielt den Stock weiter oben. Der Ton blieb. Die Musiker wurden rot, der Tubist sah gefährlich angestrengt aus. Die Dame flüsterte: „Sie müssen den Stock runternehmen.“ – „Warum?“ – „Sonst hören die nie auf.“ Sepp erschrak und senkte ihn sofort. Die Kapelle beendete das Stück mit einem gewaltigen Schluss.

Als die Krinoline anhielt, half er seiner Nachbarin aus der Gondel. Sie klopfte ihm auf den Arm. „Mit Ihnen kann man fahren.“ Sepp lächelte. „Man darf bloß nix Schnelles



nehmen.“ Nach ein paar Schritten sagte er: „Des war bis jetzt des Vernünftigste heut.“

In diesem Moment hörte er: „Hereinspaziert! Die kleinsten Artisten der Welt!“ Vor ihm stand der Flohzirkus.





Der Biesel Sepp im Flohzirkus

Der Biesel Sepp betrachtete das Schild „Flohzirkus“ zweimal. Nicht weil er schlecht sah, sondern weil ihm die Vorstellung gefiel, dass sich irgendwo auf der Wiesen jemand die Mühe machte, Flöhe zu beschäftigen. Nach Teufelsrad, Schichtl, Toboggan und Krinoline war das die erste Attraktion, bei der er nicht sofort damit rechnen musste, selbst herumgeworfen, abgeschossen oder enthauptet zu werden. Vor dem Eingang versprach ein Mann in Weste und Hut „die stärksten Tiere der Welt“. Sepp stellte sich neben zwei Kinder. „Stärker als a Ochs?“ – „Im Verhältnis zum Körpergewicht: ja.“ Sepp nickte anerkennend. „Dann sollt ma die beim Umzug einsetzen.“

Drinne war es warm und stickig. Die Zuschauer standen dicht um einen kleinen Tisch, auf dem winzige Wagen, Leitern, Seile und ein kaum sichtbares Karussell aufgebaut waren. Sepp beugte sich nach vorn. Zuerst sah er gar nichts. Dann glaubte er, einen dunklen Punkt zu erkennen, der sich bewegte. Der Zirkusmann erklärte, welcher Floh gerade einen Wagen zog und welcher durch einen Reifen sprang. Sepp kniff die Augen zusammen. „Sehen Sie ihn?“, fragte eine Frau neben ihm. „Fast. Aber vielleicht seh i auch bloß an Staub.“

Dann spürte er ein ganz leichtes Klopfen am Bieselstecka. Er blickte hinunter. Nichts. Wieder dieses kleine Gefühl, als würde etwas über das Holz laufen. Sepp hob den Stock vorsichtig hoch und betrachtete den Griff von allen Seiten. „Was haben S’?“, fragte der Zirkusmann. „I glaub, einer ist ausgebüxt.“ Die Leute lachten. Sepp hielt den Stock näher ans Licht. „Da! Da war was.“ Ein Kind rief: „Da sitzt wirklich einer!“ Ob dort tatsächlich ein Floh saß, wusste niemand. Doch in diesem Augenblick wurde aus einer Vermutung Gewissheit. „Wie heißt der?“ Der Zirkusmann überlegte. „Alfons.“ – „Alfons“, wiederholte Sepp. „Passt.“ Von da an gehörte Alfons zum Abend. Sepp trug den Stock vorsichtiger als zuvor. Wenn Menschen an ihm vorbeidrängten, hob er ihn hoch. „Vorsicht, da sitzt einer drauf.“ Einige hielten ihn für verrückt, andere wollten den Floh sehen. Sepp erklärte geduldig: „Flohzirkus. Alfons. Sehr sportlich.“ Ein junger Mann beugte sich über den Griff. „Wo?“ Sepp zeigte auf eine Stelle im Holz. „Da irgendwo.“ Der Mann sah lange hin und nickte schließlich ernst. „Ja, jetzt seh i ihn.“ Sepp war zufrieden.

Am Stand mit gebrannten Mandeln hielt Sepp dem Verkäufer den Stock hin. „Haben S’ was für Flöhe?“ Der Mann sah erst Sepp, dann den Stock an. „Wie bitte?“ – „Nur a Kleinigkeit. Er hat heut viel geleistet.“ Sepp brach ein winziges Stück Mandel ab und legte es vorsichtig auf den Griff. Ein Kind fragte später, ob Alfons auch Bier trinke. Sepp überlegte. „Bloß alkoholfrei. Einer von uns muss morgen fit sein.“

Irgendwann setzte sich Sepp auf eine freie Bank. Natürlich wusste er, dass dort vielleicht gar kein Floh saß. Vielleicht hatte sich nur ein Splitter bewegt oder ein Licht-





Biselsecka
1889





HOFBRÄU

FLOHZIRKUS



FLOH-ZIRKUS

Klein, aber oho!



Heute:
Alfons
&
seine
Freunde





reflex. Aber auf der Wiesen musste nicht alles stimmen, um wahr zu sein. Manchmal genügte es, dass eine Geschichte ein bisschen schöner war als die Wirklichkeit.

„Na, Alfons“, sagte Sepp, „wohin jetzt?“ Natürlich kam keine Antwort. Sepp nickte trotzdem, stand auf und hob den Stock. Genau in diesem Moment bewegte sich auf dem Griff ein winziger schwarzer Punkt. Er sprang. Nur einmal, kaum sichtbar. Sepp hielt mitten in der Bewegung inne und grinste. „Hab i’s doch gewusst.“ Von nun an trug er den Biselstecka ein wenig höher. Nur für den Fall, dass Alfons wirklich noch draufsaß.





Wer hier
lacht,
fährt weiter!



7



Geisterfahrt
seit 1889



Blom
1889

Piraten
sterben nie!
Sie fahren
Geisterbahn



Der Biesel Sepp in der Geisterbahn

Der Biesel Sepp hatte Alfons noch immer auf seinem Biselstecka sitzen – jedenfalls ging er davon aus –, als er vor der Geisterbahn stehen blieb. Schon von draußen tat das Geschäft alles, um Menschen vom Eintreten abzuhalten und sie gerade deshalb hineinzubekommen. Ein Totenkopf leuchtete rot, künstliche Blitze zuckten und aus dem Inneren kam ein Stöhnen, das Sepp eher an einen Mann am Sonntagmorgen erinnerte als an die Unterwelt. Er sah auf seinen Stock. „Na, Alfons, jetzt lernst Verwandtschaft kennen.“

Der kleine schwarze Wagen sah aus, als hätte man einen Kinderwagen mit einem Sarg gekreuzt. Sepp setzte sich, legte den Biselstecka auf die Knie, der Bügel wurde geschlossen und die Dunkelheit verschluckte ihn. Drinnen roch es nach Staub, Schmieröl, altem Holz und nassem Filz. Plötzlich schnellte rechts eine Fratze aus der Wand. Sepp zuckte kurz zusammen und hob dann freundlich den Hut. „Servus.“ Wenige Meter später fiel ein Skelett herunter. „Du schaust aber mager aus.“ Eine Hexe kreischte. „Ja, ja“, sagte Sepp, „i hab di schon gesehen.“

Der Wagen bog in einen roten Friedhof. Nebel kroch über den Boden, aus einem Grab hob sich eine Hand. Sepp beugte sich vor. „Da würd i liegen bleiben. Draußen is heut viel Verkehr.“ Die Hand sank zurück. Wenig später öffnete ein Vampir die Augen. „Schlaf weiter. Du verpasst nix.“ Allmählich fühlte Sepp sich nicht wie ein erschrockener Besucher, sondern wie jemand, der durch eine etwas sonderbare Nachbarschaft fuhr. Er grüßte die Gespenster, klopfte einem Totenkopf auf die Schulter und empfahl einer Mumie, sich wärmer anzuziehen.

Dann wurde es still. Kein Kreischen, kein Klappern, kein Motor. Der Wagen rollte langsam in einen dunklen Raum. Vor Sepp erschien ein Spiegel. Darin sah er sich selbst: den Hut etwas schief, die Wangen gerötet, den Biselstecka auf den Knien. Nur hinter ihm stand eine große bleiche Gestalt im schwarzen Mantel. Sepp drehte sich um. Niemand. Er sah wieder in den Spiegel. Die Gestalt war noch da, diesmal näher. „Wennst mitfahren willst, musst zahlen.“ Die Gestalt hob eine Hand, Sepp hob ebenfalls die Hand. Dann beugte er sich zum Spiegel. „Und pass auf. Auf dem Stock sitzt der Alfons. Also ned drauftreten.“

In diesem Augenblick flammte Licht auf. Ein Luftstoß fuhr ihm in den Nacken, der Lautsprecher brüllte und der Wagen machte einen Ruck. Sepp fuhr tatsächlich zusammen, sein Hut flog auf den Boden. Zwei Sekunden sagte er nichts. Dann begann er zu lachen. „Jetzt habt’s mi doch erwischt.“ Er setzte den Hut wieder auf. Eine Geisterbahn, die ihren Beruf ernst nahm, hatte wenigstens Anstand.

Draußen fragte ihn ein kleines Mädchen: „War es sehr gruselig?“ Sepp dachte nach.





Hier ruht
so mancher
Landrat...



7



Geisterfahrt
seit 1889

Tot,
aber
lustig!

Eintritt
1889

Auf
eine schöne
Geisterfahrt!

„Eigentlich san's ganz freundlich.“ – „Die Geister?“ – „Ja. Bloß der im Spiegel is a bisserl aufdringlich.“ Er ging weiter, blieb nach ein paar Schritten stehen und hielt den Biselstecka dicht vor die Augen. „Alfons?“ Nichts. Er drehte den Griff langsam. Da bewegte sich auf dem dunklen Holz etwas. Winzig. Schwarz. Der Punkt kroch ein Stück, blieb stehen und sprang. Sepp riss die Augen auf. „Ja leck mi doch.“ Ein Floh. Tatsächlich ein Floh. Sepp grinste. „Da bist ja.“ Alfons sprang noch einmal. Sepp nickte. „Hab i's doch gewusst.“ Diesmal wusste er ganz genau, dass er nicht allein weiterging.



Und dann war die Wiesn still

Der Biesel Sepp wusste nicht mehr genau, wie lange er noch durch die Wiesn gegangen war. Irgendwann waren die Lichter über ihm zu einem einzigen warmen Glanz verschwommen, die Musik aus den Zelten klang ferner und die Menschen zogen an ihm vorbei wie Figuren in einem alten Bilderbuch. Er hatte den Biselstecka fest unter den Arm geklemmt. Auf dem dunklen Holz saß irgendwo Alfons, und deshalb setzte Sepp den Stock nicht mehr achtlos auf das Pflaster. Hinter ihm lag eine Nacht, wie sie vermutlich nur auf der Wiesn passieren konnte: Teufelsrad, Schichtl, Toboggan, Krinoline, Flohzirkus und Geisterbahn.

Er fand am Rand des Festplatzes eine Bank, ein wenig abseits vom größten Gedränge. Über ihm schwankten kleine Glühbirnen im Nachtwind. Von hier aus sah er das Riesenrad. Langsam drehte es seine beleuchteten Gondeln über München, als hätte es alle Zeit der Welt. Sepp setzte sich, legte den Biselstecka neben sich und zog den Hut tiefer ins Gesicht. Die Wiesn war noch lange nicht zu Ende, aber für ihn wurde sie plötzlich leiser. Stimmen wurden zu einem Murmeln, Trompeten zu einem fernen Ton, selbst das Kreischen der Fahrgeschäfte verlor seine Schärfe.

Noch einmal sah er hinüber zum Teufelsrad. Ganz oben glaubte er vier Frauen sitzen zu sehen. Die Dame in Grün winkte ihm zu, die andere lachte, und auch die Frau mit den Blumen hob eine Hand. Sepp lächelte zurück. „Pfiat euch. War schee.“ Vom Schichtl her meinte er eine Stimme zu hören: „Der Herr mit dem Stecka! Noch einmal den Kopf verlieren?“ Sepp hob müde die Hand. „Morgen.“ Vom Toboggan kam ein entferntes „No amoi!“ Auch dort winkte er ab. „I weiß jetzt, wie’s geht.“

Aus der Ferne klang noch einmal jener Walzer von der Krinoline. Sepp hob den Biselstecka wie einen Taktstock. Für einen Moment wurde die Musik lauter. Dann senkte er ihn und die Kapelle verstummte. „Sauber“, sagte er zufrieden. Auf einmal saß Alfons auf seinem Knie. Diesmal sah Sepp ihn ganz deutlich: ein winziger schwarzer Punkt auf der Lederhose. Der Floh machte einen kleinen Sprung und blieb wieder sitzen. „Na, Alfons“, sagte Sepp. „Jetzt samma zwei.“ Alfons sprang auf den Biselstecka. „Willst heim?“ Ein weiterer Sprung. „Hab i mir gedacht.“

Sepp lehnte sich zurück. Die Glühbirnen über ihm verschwammen. Das Riesenrad wurde größer, die Musik langsamer, die Menschen entfernten sich. Dann war da plötzlich nur noch Wärme, der Geruch von Bier und ein Tisch unter seinen Armen.

Als er wieder die Augen aufmachte

Jemand schüttelte ihn vorsichtig an der Schulter. „Sepp.“ Er öffnete ein Auge. Vor ihm stand eine leere Maß. Daneben lag eine Breze, von der jemand ein Stück abgebrochen hatte. Gegenüber saß seine Frau. Um ihn herum war das Hofbräuhaus. Die Kapelle spielte, Bedienungen drängten sich zwischen den Tischen hindurch, Menschen prosteten einander zu und irgendwo fiel ein Maßkrug mit einem dumpfen Schlag auf einen Tisch.

Sepp blinzelte. „Was is?“ – „Du bist eingeschlafen.“ – „I?“ – „Seit einer halben Stunde.“ Sepp sah sich um. „Des kann ned sein.“ Seine Frau begann zu lachen. „Du hast geschnarcht.“ – „I schnarch ned.“ – „Und geredet hast auch. Vom Teufelsrad, vom Kopfab-schneiden und irgendwann hast du den Stock in die Luft gehalten und dirigiert.“ Sepp sah auf den Bieselstecka. Er lehnte genau dort neben der Bank, wo er ihn hingestellt hatte. „Und von einem Alfons hast du dauernd geredet.“ Jetzt wurde Sepp still. „Alfons?“ – „Ja. Wer ist Alfons?“

Sepp nahm den Stock in die Hand und betrachtete den Griff. Er drehte ihn einmal herum. Nichts. Noch einmal. Wieder nichts. Seine Frau schüttelte den Kopf. „Du und deine Geschichten.“ Sepp grinste. Vielleicht hatte sie recht. Natürlich hatte sie recht. Er war im Hofbräuhaus eingeschlafen. Das Teufelsrad, der Schichtl, die Krinoline, der Floh-zirkus, die Geisterbahn – alles ein schöner Wiesntraum nach einer Maß zu viel. Oder zwei.

Er stand auf, setzte den Hut gerade und nahm den Bieselstecka. „Komm. Mir geh’n heim.“ Draußen empfing sie die kühle Nacht. Über der Theresienwiese leuchteten noch die Fahrgeschäfte, und irgendwo in der Ferne drehte sich tatsächlich das Teufelsrad. Sepp blieb kurz stehen und sah hinüber. „Was is?“, fragte seine Frau. „Nix.“ Er lächelte und ging weiter.

Nach einigen Schritten spürte er etwas auf seiner Hand. Sepp blieb stehen. Auf dem Griff des Bieselsteckas saß ein winziger schwarzer Punkt. Der Punkt bewegte sich. Dann sprang er.

Der Biesel Sepp sah ihm nach. Sehr langsam begann er zu grinsen. „Sepp? Kommst jetzt?“ Er hob den Stock vorsichtig an. „Freilich.“ – „Was hast denn?“ – „Nix.“ Und nach ein paar Metern sagte er ganz leise: „Pfiat di, Alfons.“

Hinter ihm rauschte die Wiesn weiter. Und irgendwo, ganz weit hinten, lachten vier Frauen auf dem Teufelsrad.



Trinkt,
freut Euch,
seid guad!
♥

Biselecka
1889

Münchner Bierstube

Ein
Prost
auf das
Leben



Servus
bis morgen!





Copyright und Bildnachweis

© Tucharli Karl Doerr. Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk einschließlich seiner Texte, redaktionellen Gestaltung, Grafiken und des Layouts ist urheberrechtlich geschützt. Für historische Originalabbildungen gelten die Rechte der jeweils genannten Urheber, Institutionen oder Rechteinhaber.

Bildnachweis und Hinweis zu generativer KI

Die visuelle Gestaltung dieses Bandes verbindet historische Originalabbildungen mit neu entwickelten, KI-gestützten Visualisierungen. Historische Fotografien, Buchcover, Illustrationen, Handschriften, Plakate, Gemälde, Objekte und Faksimiles werden – soweit sie verwendet werden – nach Möglichkeit unmittelbar am Bild oder im zugehörigen Text mit Urheber, Werk, Datierung und Quelle bezeichnet.

Hinweis zu Marken und dargestellten Orten

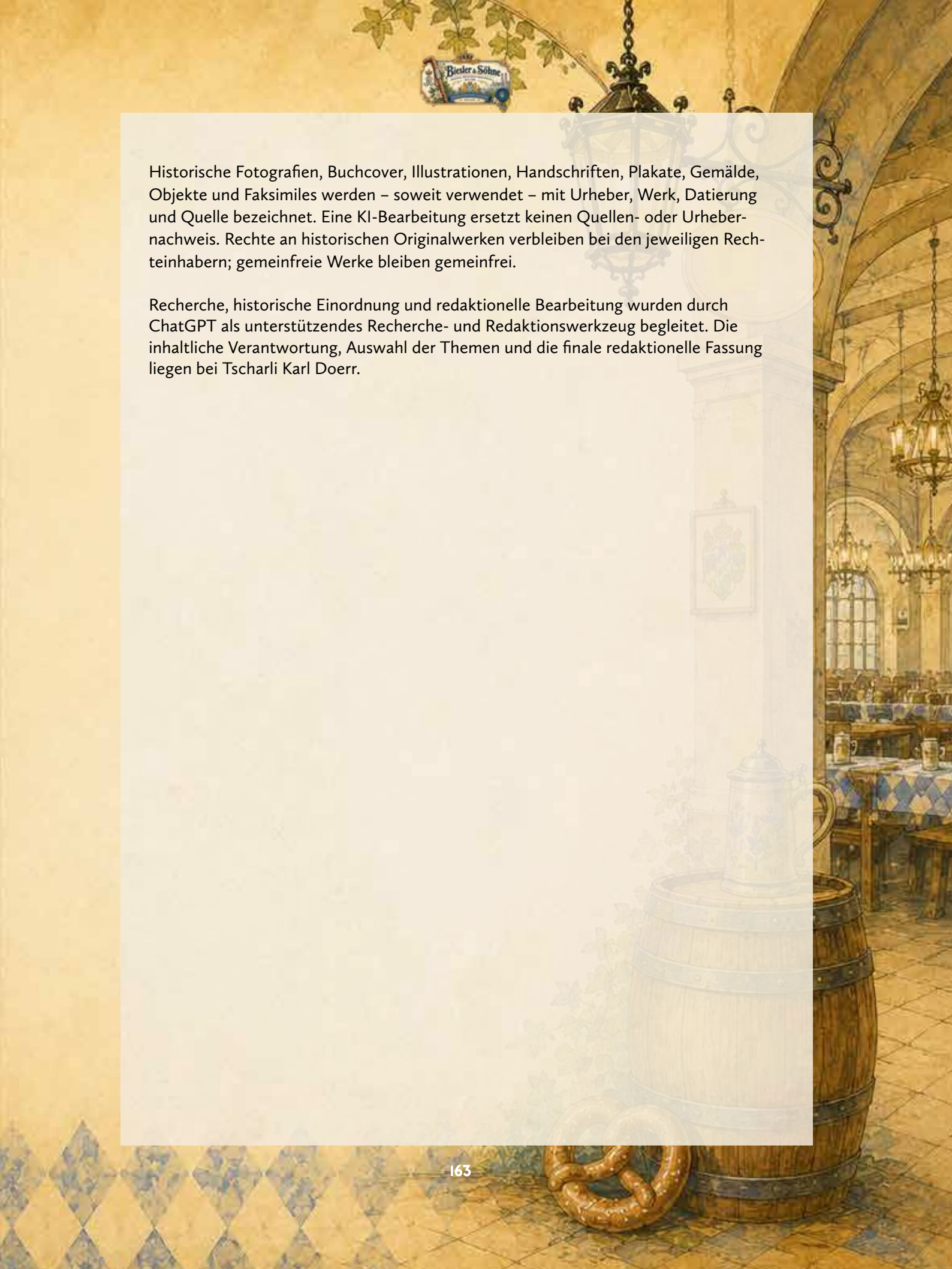
Das Hofbräuhaus München sowie die Kennzeichen „HB“ und „HB mit Krone“ werden in diesem Buch ausschließlich im Rahmen historischer, kulturgeschichtlicher und beschreibender Darstellung erwähnt. Dieses Werk steht in keiner geschäftlichen, organisatorischen oder redaktionellen Verbindung zum Staatlichen Hofbräuhaus in München und wurde von diesem weder herausgegeben, autorisiert noch gesponsert.

Soweit szenische Illustrationen, Rekonstruktionen oder KI-gestützte Bildkompositionen Münchner Wirtshaus- oder Bierhallenszenen zeigen, handelt es sich um freie künstlerische Darstellungen und nicht um dokumentarische Abbildungen konkreter Innenräume, Markenauftritte oder offizieller Ausstattungen.

Alle nicht ausdrücklich als historische Originalabbildungen gekennzeichneten Museumsräume, szenischen Rekonstruktionen, Bildmontagen, freigestellten Figuren und sonstigen visuellen Inszenierungen wurden für dieses Buch redaktionell konzipiert und mit generativer KI erstellt oder bearbeitet. Diese Bilder dienen der anschaulichen Vermittlung und sind keine dokumentarischen Fotografien historischer Ereignisse. Darstellungen historischer Personen sind interpretierende Rekonstruktionen.

Bei KI-gestützten Kompositionen, die historische Vorlagen zitieren oder integrieren, bleiben die zugrunde liegenden Originalwerke als solche kenntlich; die KI-Bearbeitung ersetzt keinen Quellen- oder Urhebernachweis. Rechte an historischen Originalwerken verbleiben, soweit einschlägig, bei den jeweiligen Rechteinhabern; gemeinfreie Werke bleiben gemeinfrei.

Konzeption, Bildauswahl, Bildregie und redaktionelle Gestaltung: Tucharli Karl Doerr. KI-gestützte Bildentwicklung und Visualisierung: OpenAI / ChatGPT.



Historische Fotografien, Buchcover, Illustrationen, Handschriften, Plakate, Gemälde, Objekte und Faksimiles werden – soweit verwendet – mit Urheber, Werk, Datierung und Quelle bezeichnet. Eine KI-Bearbeitung ersetzt keinen Quellen- oder Urhebernachweis. Rechte an historischen Originalwerken verbleiben bei den jeweiligen Rechteinhabern; gemeinfreie Werke bleiben gemeinfrei.

Recherche, historische Einordnung und redaktionelle Bearbeitung wurden durch ChatGPT als unterstützendes Recherche- und Redaktionswerkzeug begleitet. Die inhaltliche Verantwortung, Auswahl der Themen und die finale redaktionelle Fassung liegen bei Tscharli Karl Doerr.

KRITIK

Der Mann, der sitzen blieb

Tscharli Karl Doerr nimmt den Stockbiesler beim Wort. Sein Buch macht aus einem Biselstecka eine Münchner trägt.

BTZ-FEUILLETON

„Ein Mann, ein Stock, eine Entscheidung:
Ich bleib sitzen.“



Tscharli Karl Doerr: Da Mo, der nimmer aufg'standn is. Die Stockbiesler – eine Münchner Geschichte über Bier, Männer, Gehstöcke und die wunderbare Unzuverlässigkeit der Erinnerung.

Es gibt Münchner Figuren, die größer geworden sind als ihr Anlass. Der Stockbiesler gehört dazu. Ein Mann sitzt im Wirtshaus, trinkt, will seinen Platz nicht aufgeben und benutzt einen Stock, um selbst dann sitzen bleiben zu können, wenn die Natur ihn eigentlich zum Aufstehen zwingt. Mehr braucht Tscharli Karl Doerr für sein Buch zunächst nicht: einen Mann, einen Biselstecka und eine Entscheidung – ich bleib sitzen. Der Stock ist dabei nicht folkloristischer Zierat und schon gar kein Gehstock im üblichen Sinn. Er ist das Gerät einer Beharrlichkeit. Die Komik des Stockbieslers liegt nicht in der Verrichtung, sondern in der Konsequenz. Der normale Gast steht auf. Der Stockbiesler findet eine Lösung, die genau das verhindert. Aus Bequemlichkeit wird Haltung; aus einem Stück Holz eine Figur.

Doerr macht daraus keine volkstümliche Klamotte. Er lässt dem Stock seine Derbheit und dem Mann seine Sturheit. Gerade darin liegt die Stärke des Buches. Der Stockbiesler wird nicht nachträglich zum Helden erklärt. Er bleibt ein Wirtshausmensch, praktisch, eigensinnig, ein wenig unverschämt und von einer Logik, die fast valentinisch wirkt: Wenn das Problem darin besteht, beim Aufstehen den Platz zu verlieren, dann muss eben das Aufstehen abgeschafft werden.

Um 1865 passt eine solche Figur in eine Wirtshauswelt, in der ein Sitzplatz mehr war als ein Möbelstück. Die Räume waren voll, die Tische soziale Reviere, Gewohnheit wog oft schwerer als eine formelle Regel. Doerr braucht diesen Zeitgeist nur als Hintergrund. Er erklärt, warum der Stockbiesler denkbar war. Die Hauptrolle spielt weiterhin der Stock.

Figur der Beharrlichkeit – und aus einer derben Überlieferung eine kleine Kulturgeschichte, die erstaunlich weit

DER STOCK



Der Biselstecka

Im Buch ist er kein Accessoire. Er ist der eigentliche Motor der Figur: ein grobes, praktisches Hilfsmittel, das nur einem Zweck dient – der Stockbiesler soll seinen Platz nicht verlassen müssen. Der Gegenstand ist der Witz und zugleich sein Beweisstück.

„Aus Bequemlichkeit wird Haltung; aus einem Stück Holz eine Figur.“

DAS BUCH

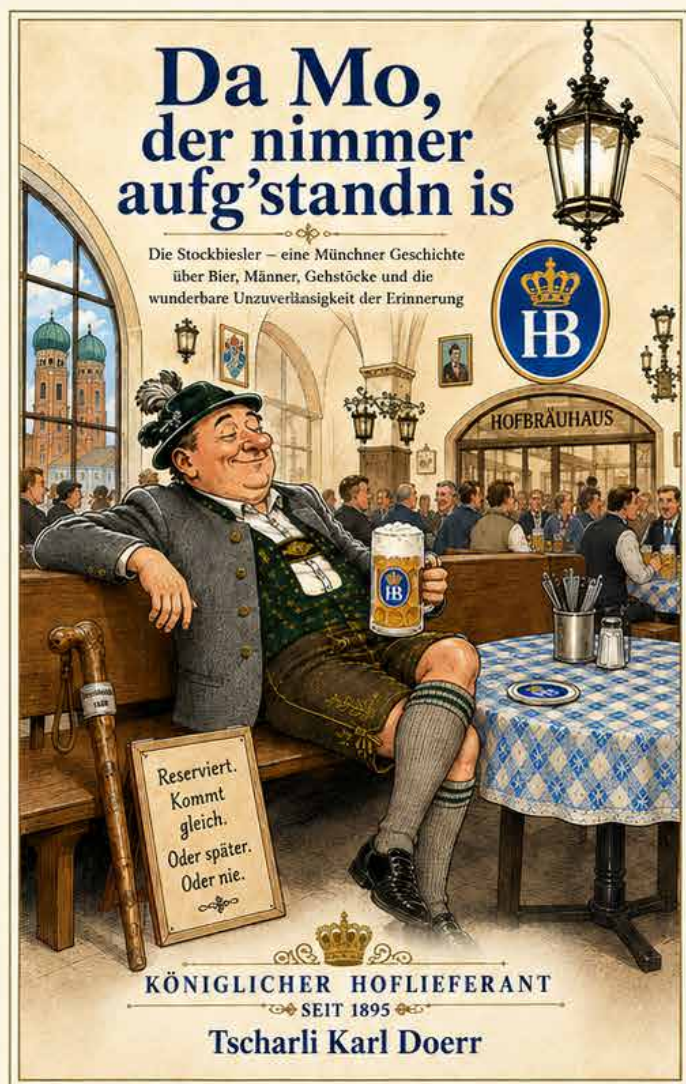
Tscharli Karl Doerr: Da Mo, der nimmer aufg'standn is. Eine Münchner Geschichte über den Stockbiesler, den Biselstecka und die Unzuverlässigkeit der Erinnerung.

Bayerischer Biselstecka-Verein

Besprochen für die Vereinsnachrichten des Bayerischen Biselstecka-Vereins

Ein Buch, das unseren Stock endlich ernst nimmt

Tscharli Karl Doerrs Buch "Da Mo, der nimmer aufg'standn is" widmet sich dem Stockbiesler und einem fast verschwundenen Stück Münchner Wirtshauskultur.



Der Biselstecka gehört zu jenen Münchner Dingen, die jeder schon einmal gesehen haben könnte und über die trotzdem kaum jemand noch etwas Genaues weiß. Tscharli Karl Doerr hat sich in „Da Mo, der nimmer aufg'standn is“ dieses fast verschwundenen Stücks Wirtshauskultur angenommen – und dabei erfreulicherweise weder eine Heldensage noch eine wissenschaftliche Abhandlung daraus gemacht.

Im Mittelpunkt steht der Stockbiesler: jener Wirtshausgast, der seinen Platz nicht verlassen wollte und deshalb für ein sehr menschliches Problem eine ausgesprochen praktische Lösung fand. Dass daraus später Geschichten, Übertreibungen und Legenden entstanden, gehört zur Sache. Doerr versucht nicht, aus jeder Überlieferung eine historische Tatsache zu machen. Er fragt vielmehr, was belegt ist, was glaubwürdig erscheint und was einfach eine gute Münchner Geschichte geblieben ist.

„Ein einfacher Stock erzählt manchmal mehr über München als ein ganzes Heimatmuseum.“

Für uns ist besonders erfreulich, dass der Biselstecka im Buch nicht als bloßer Witz behandelt wird. Der Stock war Gebrauchsgegenstand, Zeichen einer bestimmten Wirtshauskultur und schließlich Erinnerungsträger. Er erzählt von einer Zeit, in der ein Stamplatz noch etwas bedeutete, das Bier länger dauerte und praktische Lösungen gelegentlich wichtiger waren als gute Manieren.

Doerr beschreibt diese Welt mit Sympathie, aber ohne sie zu verklären. Der Stockbiesler bleibt dabei, was er vermutlich immer war: kein großer Mann der Geschichte, sondern einer von denen, über die man sich noch Jahrzehnte später Geschichten erzählt.

Und vielleicht ist genau das die schönste Form von Unsterblichkeit, die ein Münchner erreichen kann.

Der Bayerische Biselstecka-Verein empfiehlt dieses Buch allen, die wissen wollen, warum ein einfacher Stock manchmal mehr über München erzählt als ein ganzes Heimatmuseum.



TRADITION VERBINDET

Der Mann, der einfach sitzen blieb

**Douglas Fairchild über
Tscharli Karl Doerr
„Da Mo, der nimmer
aufg'standn is“**

Es gibt Bücher über Könige, Kriege und Revolutionen. Tscharli Karl Doerr schreibt über einen Mann, der zum Pinkeln icht aufstehen wollte. Das ist zunächst einmal ein Fortschritt.

„Da Mo, der nimmer aufg'standn is“ erzählt vom Stockbiesler, einer beinahe verschwundenen Figur der Münchner Wirtshauskultur. Sein Werkzeug: der Biselstecka. Sein Problem: Wer den begehrten Platz verlässt, könnte ihn verlieren. Seine Lösung: Man verlässt ihn nicht.

Das klingt nach einer Zote. Doerr macht daraus Kulturgeschichte.

Und genau darin liegt der Witz dieses Buches. Es interessiert sich nicht nur dafür, ob es diesen Stockbiesler wirklich gegeben hat. Es untersucht, wie aus einem Gebrauchsgegenstand eine Geschichte wird, aus einer Geschichte eine Legende und aus einer Legende irgendwann das, was wir Tradition nennen.

Der Biselstecka ist dabei ein wunderbares Objekt: praktisch, absurd und sehr menschlich. Er erzählt von Bier, Körpern, männlicher Beharrlichkeit und einer Zeit, in der man für ein Problem nicht unbedingt eine Vorschrift, sondern gelegentlich einfach einen Stock brauchte.

Doerr widersteht erfreulicherweise der Versuchung, daraus Heimatkitsch zu machen. Sein München ist keine weiß-blaue Schneekugel. Es ist laut, voll, derb und komisch. Und der Stockbiesler ist kein folkoristischer Depp, sondern eine jener Figuren, an denen man plötzlich versteht, wie Alltag einmal funktioniert hat.

Das Buch hat zudem eine selten gewordene Tugend: Es weiß, dass eine gute Geschichte nicht schlechter wird, nur weil sich nicht jeder Satz archivalisch beweisen lässt. Wo die Quellen enden, beginnt die Überlieferung. Doerr verschweigt diese Grenze nicht – er macht sie zum Thema.

So entsteht aus einem ziemlich unanständigen Stock eine erstaunlich anständige Kulturgeschichte.

BÜCHER
IDEEN
PERSPEKTIVEN

EIN
LITERARISCHES
FEUILLETON

„Große Literatur
beginnt oft dort,
wo andere nur
einen Witz sehen.“

Douglas Fairchild



„Ein herrliches Buch
über einen Mann,
der Größe bewies,
indem er sich weigerte,
aufzustehen.“

Douglas Fairchild

Douglas Fairchild

LESEN.

Schon weil wahrscheinlich nie wieder jemand ein so ernsthaftes Buch über einen Mann schreiben wird, der sich weigerte aufzustehen.



Zum Buch

Eine Münchner Legende, ein leerer Krug,
ein Stock an der Bank – und eine Frage,
die größer ist als ihr derber Witz.
Wer waren die Stockbiesler?
Gab es sie wirklich?
Oder erzählt München sich hier nur
wieder einmal seine schönste
Vergangenheit?

Tscharli Karl Doerr folgt einer
Wirtshausfigur zwischen Bier, Brauchtum,
Wiesen, Lederhose, Hosentürl und
Stadtgeschichte. Entstanden ist ein
kluges, komisches und kulturhistorisch
dichtes Buch über Bier, Brauchtum und
die Kunst, aus einer Anekdote Tradition
zu machen.

Zum Autor

Tscharli Karl Doerr schreibt über
Münchner Geschichten, historische
Milieus und jene kleinen Begebenheiten,
aus denen große Legenden werden.
Seine Texte verbinden genaue Recherche
mit erzählerischer Dichte, Humor und
einem feinen Sinn für bayerische
Eigenarten.



Ein Buch für alle, die München
nicht nur ansehen, sondern
verstehen wollen.

